

OFFENBACH IST ANDERS

ÜBER DIE KLEINE GLOBALE STADT,

DAS FREMDSEIN UND DIE KUNST

Kai Vöckler



vice versa verlag

Johann

Gottfried Seume, Spaziergang nach Syrakus, 1802

Haftbefehl, 1999 Pt. 1, 2014

»Es ist überall Wohlstand und Vorrat; man bauet und bessert
und erweitert von allen Seiten: und die ganze Gegend rund umher
ist wie ein Paradies; besonders nach Offenbach hinüber.«

»Offenbach bleibt hart / Hermann-Steinhäuser-Straße,
Mainpark, Chab / Forever Nordend, Goetheplatz, Büsing-Park /
Bruder, dieser Ort brennt«

INHALT

	I. Warum Offenbach?
10	Welt im Kleinen
20	Fremdsein in der Stadt
30	Offenbach in der globalen Metropolregion Rhein-Main
	II. Die Stadt der Migranten (»Arrival City«)
54	Wo man ankommt
60	Ghetto und Parallelgesellschaft
68	Die kleine globale Stadt
	III. Die Stadt der Kreativen (»Creative City«)
76	Kreativität als ökonomische Entwicklungsressource
86	Kreative Räume in Offenbach
104	Offenbach – »Creative Pearl« der Wissensökonomie?
114	Die kreative Stadt, anders
122	Die Kunst der Stadt
142	Körperansprache
	IV. Schauplatz der Künste, Ort des Fremdseins, kleine Weltstadt
176	Zuviel des Guten?
184	Ort der Gestaltung
	Anhang
200	Matthias Schulze-Böing, Kai Vöckler: Thesen zu Offenbach in der Region Rhein-Main
226	Miguel Graetzer: Boxclub (2011) – Fotoserie
232	Julia Katharina Ziegler: Offenbach Beauties (2006) – Fotoserie

DANKSAGUNG

Mein Dank gilt den Kolleginnen und Kollegen wie auch den Studierenden an der HfG Offenbach, die mir immer wieder neue Sichtweisen auf die Stadt Offenbach aufgezeigt haben. Von der Vielzahl an künstlerisch-gestalterischen Arbeiten zu Offenbach, die an der HfG entstanden sind, konnte hier leider nur ein kleiner Teil besprochen werden. Mein besonderer Dank für ihre Unterstützung gilt Heiner Blum, Rotraut Pape, Klaus Hesse, Peter Eckart, Petra Kellner und Markus Holzbach. Dank auch an Peter Cachola Schmal und den Kuratoren Oliver Elser und Anna Scheuermann vom Deutschen Architekturmuseum (DAM) Frankfurt für die großartige Möglichkeit Offenbach als »Arrival City« im Deutschen Pavillon auf der Architekturbiennale in Venedig 2016 zeigen zu können. Christian Holl danke ich für das kritische Gegenlesen und Gabriela Wachter für die bewährte gute Zusammenarbeit. Nicht zuletzt gilt mein Dank Michael Schwinn und den Stiftern meiner Professur, deren Unterstützung dieses Buch ermöglicht hat.

I.

—

WARUM OFFENBACH?

—

WELT IM KLEINEN

Wenn Besucher am Hauptbahnhof in Offenbach ankommen und durch die Innenstadt Richtung Schlossplatz laufen, werden sie – sowie ich bei meinem ersten Besuch im Frühjahr 2010 – zunächst wenig Auffälliges feststellen. Im Stadtbild findet sich das gewohnte Beieinander von historischen, zumeist gründerzeitlichen Gebäuden neben modernen Nachkriegsbauten, die üblichen Geschäfte überregionaler Markenketten, hier und da Leerstände und wie andernorts auch eine in die Innenstadt gequetschte Shopping Mall. Es dominieren im Einzelhandel die Billigläden, was augenscheinlich vermuten lässt, dass Offenbach eher eine ärmere Stadt ist – aber das gibt es anderswo in Deutschland noch viel hervorstechender. Auch dass sich hier viele migrantisch geprägte Geschäfte finden, von der türkischen Bäckerei bis hin zum polnischen Reparaturservice, ist für westdeutsche Innenstädte nichts Ungewöhnliches. In der Innenstadt liegt der Schlossplatz, wo sich heute die Hochschule für Gestaltung befindet. Eine Kunsthochschule findet sich aber auch in vielen

¹ Insgesamt gibt es in Deutschland 25 eigenständige staatliche Kunsthochschulen und Kunstakademien. Vgl. <http://www.hochschulen-deutschland.org/kunsthochschulen.html> (letzter Zugriff: 08.02.2017)

² Vgl. Hans-Georg Ruppel: Geschichte der Stadt Offenbach. Gudensberg-Gleichen 2003.

anderen deutschen Städten.¹ Was macht Offenbach also bemerkenswert, was macht es anders? Es hat selbstverständlich seine unverwechselbare Geschichte, auch das findet sich im Stadtbild – beispielsweise die baulichen Zeugnisse der einstigen Residenzstadt wie das Isenburger Schloss oder auch die in der Gründerzeit entstandenen Fabrikanlagen des ehemaligen Zentrums der Lederwarenindustrie, die heute noch das Bild der Innenstadt prägen, auch wenn sie längst anderen Nutzungen zugeführt wurden. Wie viele Städte ist Offenbach von großer Dauerhaftigkeit und blickt auf eine jahrtausendalte Geschichte zurück.² Aber Städte verändern sich kontinuierlich, sind geprägt von Perioden des Aufschwungs und des Niedergangs, von Zu- wie Abwanderung. Trotz der unbestreitbar großen Transformationskraft städtischer Gefüge entwickelt jede Stadt ihre eigene Geschichte – das sollte aber nicht dazu verleiten, lokale Besonderheiten als etwas Vorgängiges und Überdauerndes zu verstehen. Städte werden durch die in ihnen lebenden Menschen geprägt und verändert, sie entwickeln sich immer weiter. Und sie stehen immer wieder vor der Frage, was ihre Bestimmung in der Zukunft sein wird.

Vor dieser Frage steht auch Offenbach am Main: die ehemalige Residenzstadt, die als Industriestandort der Lederwaren- und Maschinenbauindustrie reüssierte und jetzt nach der weitgehenden Auflösung dieser vormals so prägenden Industrien eine neue wirtschaftliche Perspektive innerhalb der globalen Metropolregion Rhein-Main finden muss. Aber es ist nicht nur die ökonomische Frage nach der wirtschaftlichen Zukunftsfähigkeit, die Offenbach beantworten muss – sondern auch die soziale Frage, wie sich der Wandel auch für seine schwächeren Mitglieder positiv gestalten lässt. Denn der Strukturwandel hin zur Dienstleistungsgesellschaft hat gerade für die stark migrantisch geprägte ehemalige Industriearbeiterschaft oftmals große Schwierigkeiten mit sich gebracht – die hohe Arbeitslosenquote Offenbachs, die deutlich über dem Durchschnitt der Region und Hessens liegt,

³ Im Januar 2017 betrug die Arbeitslosenquote in der Stadt Offenbach am Main 10,3 Prozent, in Hessen 5,4 Prozent. Bundesagentur für Arbeit, Zugriff über <https://www.statistik.arbeitsagentur.de/Navigation/Statistik/Statistik-nach-Regionen/Politische-Gebietsstruktur-Nav.html>

⁴ Der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund beträgt 60,5% mit Stand vom 30. September 2016. Amt für Arbeitsförderung, Statistik und Integration, Stadt Offenbach am Main. Statistischer Vierteljahresbericht III/2016. Zur Zunahme der nichtdeutschen Bevölkerung s. S. 13. Zugriff über <https://www.offenbach.de/rathaus/stadinfo/offenbach-in-zahlen/statistikveroeffentlichung.php>

verweist darauf.³ Dass in der wirtschaftlichen Neuorientierung die wissensintensiven Dienstleistungen, insbesondere die kreativen Tätigkeiten eine wichtige Rolle für den Hochschulstandort spielen, soll hier thematisiert werden. Mit der »Creative City« ist in den 1990er Jahren ein Leitbild für wirtschaftliche Erneuerungsstrategien entstanden, das auch für Offenbach in diesem Zusammenhang wichtig wurde und zu befragen ist.

Vor allem aber taucht eine grundlegende Frage auf: wie können und wollen die Bewohner ihre Zukunft gemeinsam und damit die der Stadt gestalten? Denn Offenbach hat ein Merkmal, was es von den anderen Kommunen Deutschlands unterscheidet: der Anteil der ausländischen Bevölkerung ist mit 36,8 Prozent der höchste in Deutschland. Die Zuwanderung der nichtdeutschen Bevölkerung hält an – in den letzten fünf Jahren nahm sie um etwa 20 Prozent zu. Und rechnet man die Deutschen mit Migrationshintergrund der ausländischen Einwohnerschaft hinzu, stammen rund 60 Prozent der Bewohner aus Zuwandererfamilien und haben familiäre Beziehungen über Deutschland hinaus.⁴ Ein Gemeinwesen, das derart aus Zuwanderern und deren Familien aus 158 Nationen besteht, wird davon maßgeblich geprägt. Was Offenbach ausmacht, ist ein transnational verflochtenes städtisches Gemeinwesen, das in seinen Interaktionen nicht zu einer gemeinsamen »Identität« gefunden hat. Vielleicht liegt die Gemeinsamkeit jedoch gerade darin, dass sich dieses komplexe ethnisch-kulturelle Gefüge nicht vereinheitlichen lässt. Oder anders gesagt: die Einheit eben in der Vielfalt liegt. Diese »Welt im Kleinen«, die global verflochtene kleine Großstadt mit ihrer ethnischen Vielfalt und ihren unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens erzeugt eine ethnisch-kulturelle Heterogenität, die sich deutlich von den Homogenitätsvorstellungen einer die ethnisch-kulturelle Diversität überformenden Nationalkultur und den Homogenitätsanforderungen des Nationalstaats (die selbstverständlich auch in Offenbach präsent und in

⁵Vgl. dazu den Abschnitt
»Ghetto und Parallelgesellschaft«, S. 60 ff.

⁶Sozialräumliche Disparitäten sind gleichwohl in Offenbach
zu finden, die ärmeren Viertel sind stärker migrantisch geprägt. Aber das ist weniger
eine ethnisch-kulturelle als vielmehr eine soziale Frage.

vielen Bereichen auch noch dominant sind) abhebt. Und sich hier interessanterweise auch nicht als exotisches, abgegrenztes und sich selbst abgrenzendes und damit ausgegrenztes Gegenstück – sei es als Chinatown oder Little Italy – findet.⁵ Die unterschiedlichen Einwanderergruppen haben selbstverständlich auch in Offenbach ihre Netzwerke und Orte, aber sie bilden keine ethnisch homogenen, räumlich separierten Quartiere (also sogenannte »Ghettos«, ethnische Enklaven – die sind in Offenbach nicht zu finden).⁶ Wie wird aber aus den Interaktionen der aus »allen Herren Länder« stammenden Einwohner, aus dem Aneinandervorbei- und gelegentlich auch Gegeneinander-Handeln ein Miteinander, aus der Interaktion eine Transformation hin zu einer übergreifenden, alle, die »Ur-Offenbacher« wie die Zugewanderten umfassende vermittelnde Umformung des Bestehenden (was auch eine politische Seite hat)? Kurz: was macht es zu einem Gemeinwesen, zu einem gemeinsam geteilten Raum, in dem die öffentlichen, alle angehenden Angelegenheiten verhandelt werden. Das städtische Gemeinwesen (Kommune) wird hier verstanden als eine öffentliche Interessengemeinschaft, die über den Familienverband hinausgeht, die aber auch die Gemeinschaft einander sich persönlich Kennender und Austauschender überschreitet. Die sich aber den gleichen Ort teilt, lokal anwesend ist und daher auch tagtäglich mit dem Miteinander und dem Nebeneinander her einander Fremder konfrontiert ist. Die Frage nach einer übergreifenden Gemeinsamkeit (»Identität«) wird sich an dieser Stelle nicht beantworten lassen. Vielleicht ist es auch nicht notwendig. Das Neben- und Miteinander funktioniert ja erstaunlich gut (was nicht heißt, dass es keine Konflikte in Offenbach gibt). Aber Städte müssen nicht nur funktionieren, sondern werden gelebt – und als kulturelle Form auch erlebt. Daher ist dieser Essay der Versuch, über eigene Beobachtungen und theoretische Überlegungen zur Region Rhein-Main und der Stadt Offenbach, aber auch über die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen künstlerischen Zugängen sich dem Phänomen

einer Stadt zu nähern, in der sich ein für Deutschland neuartiges städtisches Gemeinwesen und damit auch – so die These – eine neue Form der Urbanität und Stadtkultur entwickelt, die die nationalgesellschaftlichen und nationalkulturellen Leitvorstellungen herausfordert. Eine Stadt, die eben schon aufgrund ihrer vielfältigen Einwohnerschaft, in der die Herkunftsdeutschen nicht mehr dominierend sind, anders ist. Die aber gerade erst beginnt eine andere Geschichte, eben die Offenbacher Geschichte von den unterschiedlichen, sich nicht in einer einzigen Geschichte auflösenden Aneignungen und Interpretationen der kleinen globalen Stadt zu erzählen. Da dabei die künstlerischen Auseinandersetzungen mit der Stadt eine wichtige Rolle in der Ausformulierung neuer Erzählweisen spielen, soll ihnen besonders Raum gegeben werden. Dass diese Überlegungen und Beobachtungen aus der Position eines Stiftungsprofessors an der Hochschule für Gestaltung erfolgen, erklärt sicherlich die hohe Aufmerksamkeit für die künstlerische Auseinandersetzung, wobei gerade auch andere künstlerische Positionen, die nicht dem Hochschulkontext zuzuordnen sind, berücksichtigt werden. Auch die weiteren Fragestellungen im Kontext der Diskussionen um »Arrival City« und »Creative City« sind der beruflichen Perspektive des Stadtforschers und Hochschullehrers geschuldet. Aber sie sind auch der Ausdruck einer unmittelbaren Betroffenheit des in Offenbach lebenden Neubürgers, der sich seiner neuen Heimatstadt verpflichtet fühlt.

Es ist ein wesentliches Merkmal von Städten innerhalb des nationalstaatlichen Gefüges, dass sie offen nach außen sind, den Austausch zwischen dem Lokalen und dem Globalen herstellen, Menschen zusammenführen, entsprechend nach innen inklusiv sind. Sie erhöhen die Dichte und die Vielfalt, denn hier treffen Fremde aufeinander. Die für die Entwicklung und das Wachstum der modernen Großstädte konstitutiven Zuwanderer sind für die ansässige Bevölkerung Fremde, aber die Bevölkerung untereinander ist sich in Großstädten eben auch fremd. Insofern gibt es unterschiedliche Ausprägungen des Fremdseins in einer Stadt, die sich entsprechend auf das Zusammenleben auswirken und artikulieren.

Die hohe und große Zahl einander nur noch eingeschränkt persönlich kennender Menschen erzeugt im Alltagsleben der Großstädte eine distanzierte, unpersönliche, spezifisch städtische Form des Miteinanders. Georg Simmel hatte bereits 1903 konstatiert, dass die industrialisierten Großstädte eine besondere Auswirkung auf die Mentalität ihrer Einwohner haben.⁷ Er betont, dass die Anonymität der Stadt, die große Masse und die Heterogenität der Bevölkerung bei physischer Nähe (Dichte) eine hohe soziale Distanz (Fremdheit) erzeugen. Fremdsein – und die damit einhergehenden distanzierten, unpersönlichen Umgangsformen – ist geradezu konstitutiv für moderne Großstädte, auch für die, die »schon immer« da waren. Ich kann in einer Großstadt nur mit einem begrenzten Teil der Mitbewohner in einem persönlichen Austausch stehen, meine Alltagserfahrungen sind durch soziale Distanz und persönliche Neutralität geprägt. Das bedeutet ein hohes Maß an Anonymität und unpersönlichen Kontakten und damit eine Fremdheitserfahrung,

⁷ Georg Simmel:

Die Großstädte und das Geistesleben (1903). In: Ders., Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Bd.1. Georg Simmel, Gesamtausgabe, Bd. 7. Frankfurt/M. 1995, S. 116–131.

die sich aber von der aus dem Ausland Zugewanderten doch deutlich unterscheidet (dazu später mehr). Das gilt auch für Binnenzuwanderer wie mich. Als gebürtigem Hannoveraner fällt es schwer, sich an den hessischen Dialekt zu gewöhnen und die Äpfelwoistuben sind nach 30 Jahren Berlin sehr viel exotischer als deutschtürkische Dönerrestaurants, nichtsdestotrotz ist Deutsch meine »Muttersprache« und ich bin mit der nationalen Kultur, den Werten und Normen, als auch den Lebensgewohnheiten bestens vertraut, in die auch die spezifisch lokale Kultur eingebettet ist und von der sie dominiert wird. Fremdheitserfahrungen sind entsprechend unterschiedlich und nur bedingt zu verallgemeinern. Man kann aber mit dem Soziologen Armin Nassehi das Fremdsein in der modernen Großstadt (und einer weitgehend urbanisierten Gesellschaft) als Voraussetzung dafür sehen, dass individualisierte Lebensformen und freie persönliche Orientierungen (einerlei ob nun religiöser, kultureller oder sexueller Art) überhaupt möglich sind, dass die selbstverständliche Distanz der Garant für eine demokratische und kulturell liberale Gesellschaft ist.⁸ Anonymität ermöglicht eben auch Freiheiten.⁹ Das gilt insbesondere für die aus dem Ausland Zugewanderten, die hier auch die Freiräume finden, ihre spezifischen Lebensgewohnheiten und kulturellen Eigenheiten nicht von heute auf morgen aufgeben zu müssen und diese in der Interaktion mit den neuen Verhältnissen neu bestimmen und verändern können.

Daraus resultiert eine spezifisch städtische Lebensform, die Urbanität. Diese entsteht erst durch die Diversität der städtischen Akteure, wie der Soziologe Louis Wirth in Anknüpfung an Simmel definiert. Für ihn ist, neben Größe und Dichte als räumliche Organisationsprinzipien (eine hohe Zahl von Bewohnern auf einem begrenzten Territorium), gerade die Heterogenität, die soziale, aber auch ethnische und kulturelle Diversität entscheidend bei der Ausbildung von Urbanität.¹⁰ Und umso höher die Diversität, umso prägnanter treten die Merkmale der Urbanität

⁸ Vgl. Armin Nassehi: Fremde unter sich. Zur Urbanität der Moderne. In: Ders.: Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne. Opladen, Wiesbaden 1999, S. 227–240, hier S. 237.

⁹ Sicherlich haben auch die sozialstaatlichen Versorgungsleistungen einen wesentlichen Anteil daran, dass die traditionellen Familienverbände und Gemeinschaften ihre Bindungskraft verloren haben. Die enorme Abstraktionsleistung und Integrationskraft, die der Begriff der Nation als staatlicher Gemeinschaft entfaltet, sollte dabei nicht unterschätzt werden.

¹⁰ Louis Wirth: Urbanität als Lebensform (engl. 1938). In: Klaus M. Schmals (Hg.): Stadt und Gesellschaft. Ein Arbeits- und Grundlagenwerk. München 1983, S. 341–358. »Für soziologische Zwecke kann die Stadt definiert werden als eine relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen.« Ebd., S. 345.

¹¹ »Wir müssen auch davon ausgehen, dass die Urbanität ihre charakteristischste und extremste Ausprägung in dem Maße annehmen wird, in dem die ihrem Wesen entsprechenden Bedingungen vorhanden sind. So werden die mit Urbanität assoziierten Merkmale umso stärker hervortreten, je größer, je dichter besiedelt und je heterogener eine Gemeinde ist.« Ebd., S. 346.

¹² Vgl. Marcel Hénaff: Globale Urbanität. *Lettre International*, 95/2011, S. 98–111.

hervor.¹¹ Urbanität besteht dem entsprechend aus einem Netz von Beziehungen, die vorübergehend, umkehrbar und multizentrisch sind und über verwandtschaftliche und ethnische Beziehungen hinausgehen.¹² Nichtsdestotrotz sind sie aber eingebettet in die nationalgesellschaftlichen Strukturen und ihre Kultur. Folgt man Wirth, so ist Urbanität wesentlich an die Steigerung der Heterogenität gekoppelt. Bezogen auf Offenbach ist interessant, wie sich die kontinuierlich erhöhende ethnisch-kulturelle Diversität auf die Urbanität auswirkt. Welche Form der Urbanität, der Beziehungen untereinander werden eingegangen (»Zivilgesellschaft«, Gemeinwesen) und wie formuliert sich dies als städtische Kultur? Lösen sich mit zunehmender Diversität die Bindungen an das Gemeinwesen auf oder bilden sich andere, neuartige Formen der (auch politischen) Auseinandersetzung um den Ort des gemeinsamen Lebens heraus? Offene Fragen, die sich hier nicht ausreichend beantworten lassen und nachstehend nur angerissen werden, die aber den Horizont bilden können, sich Offenbach als einem Laboratorium globaler Urbanität zu nähern.

Dass mit der Globalisierung des städtischen Sozialgefüges eine zunehmende ethnische und kulturelle Vielfalt einhergeht, ist augenfällig, dass diese aber auch in sich sozial differenziert ist, sollte dabei nicht aus dem Blick geraten – das betrifft die Alteingesessenen genauso wie die Zuwanderer. Letztere umfassen eben auch das ganze Spektrum von den ungelerten Wanderarbeitern bis hin zu den internationalen Spezialisten und Führungskräften. Treibt die einen außer Krieg und Gewalt in ihren Heimatländern oftmals auch die schiere Not oder auch das Wohlstandsversprechen andernorts zur Auswanderung, um sich und ihren Familien eine bessere Zukunft zu bieten, so sind letztere überwiegend Teil einer kosmopolitisch gesinnten Elite, die an den Wohlstandsgewinnen einer global agierenden Wirtschaft partizipieren. Fremde zu sein verbindet sie, aber es macht

sicherlich einen Unterschied, ob ich in einer Führungs- oder Spezialistenposition oder aus der prekären Situation einer am Markt nur bedingt gesuchten Arbeitskraft (mangels entsprechender Ausbildung und ausreichender Sprachkenntnisse) heraus versuche meinen Lebensunterhalt zu verdienen und damit meine Eingliederung in die Ankunftsgesellschaft zu bewerkstelligen.

Neben dieser offensichtlichen Fremdheit der Zuwanderer gegenüber der dominierenden Nationalkultur und seiner darin eingebetteten lokalen Kultur ist das Leben in der Großstadt strukturell generell durch das einander Fremdsein bestimmt – was eben auch Freiräume eröffnet, unterschiedliche Formen der Raumnutzung und neue Formen sozialer Interaktion heterogener Nutzergruppen ermöglicht, in denen sich alltägliche Praxen miteinander verknüpfen, abgrenzen und verstetigt werden, eben das spezifisch städtische Leben mit seinen Eigenarten auszubilden.¹³ Der Ort dafür ist die Stadt mit ihrer spezifischen Form der Vergesellschaftung, die sich vom Nationalstaat absetzt, obwohl sie von dessen normativen Ansprüchen und Zuweisungen durchdrungen ist. Wichtig ist, dabei nicht in den Irrtum zu verfallen, dass es auf der einen Seite eine »gewachsene« Gemeinschaft der Alteingesessenen mit ihren geltenden Normen und Werten gibt, und auf der anderen Seite die Fremden, die diese herausfordern, sich aneignen und verändern. Städte sind keine Gemeinschaften (ebenso wenig wie Nationen).¹⁴ Direkter, persönlicher und auf Gegenseitigkeit basierender sozialer Austausch ist in größeren Städten schlicht nicht möglich. Wie bereits erörtert: Distanz ist hier selbstverständlich, Fremdheit konstitutiv. Das, was als lokale Gemeinschaft daherkommt, ist eher eine (symbolisch überhöhte, medial vermittelte und Wahrnehmungsweisen prägende) Identitätskonstruktion, die wie alle kollektiven Identitätskonzeptionen immer auch ausschließen muss, um Einheit herzustellen: »wir« und »die«. Nun suchen auch die ausländischen Migranten die Netzwerke ihrer Landsleute in den Städten, um dort nicht nur

¹³ Vgl. Walter Prigge:

»Städte bauen oder Sätze bauen?«, kultuRRvolution, Nr. 17/18, 1988, S. 99–103.

¹⁴ Vgl. Nassehi, *Fremde unter sich*, a. a. O., S. 234.

¹⁵ Vgl. dazu den Abschnitt »Ghetto und Parallelgesellschaft«, S. 60 ff.

¹⁶ Vgl. Regina Bormann: Raum, Zeit, Identität. Sozialtheoretische Verortungen sozialer Prozesse. Opladen 2001, S. 158–163.

¹⁷ Vgl. dazu Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein: Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten (frz. 1988). Hamburg 1990. »Ideologisch gehört der gegenwärtige Rassismus, der sich [...] um den Komplex der Immigration herum ausgebildet hat, in den Zusammenhang eines ›Rassismus ohne Rassen‹ [...], eines Rassismus, dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist; eines Rassismus, der – jedenfalls auf den ersten Blick – nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen und Völker über andere postuliert, sondern sich darauf ›beschränkt‹, die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten.« Ebd., S. 28.

Hilfe beim An- und Zurechtkommen in der Fremde zu finden, sondern weil diese eben auch ein Stück Heimat verkörpern, man teilt die Herkunft und Sprache, gemeinsame Erinnerungen. Auch darin drückt sich ein Verlangen nach Selbstvergewisserung aus und ist oftmals auch der Wunsch nach Teilhabe an einer kollektiv imaginierten Identität, hier dann der Herkunftsnation. Das muss aber nicht zwangsläufig dazu führen, dass man sich separiert, abgrenzt (und sogenannte »Parallelgesellschaften« entstehen).¹⁵ Zwar gibt es das Phänomen der Selbstausgrenzung und Abschottung, der Zuflucht im eigenen Milieu. Wenn die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit den Werten der Aufnahmegesellschaft (und ihren freiheitlich-demokratischen Strukturen) ausbleibt, man sich nicht in die Gesellschaft einbringen will, ist das ein Problem – ebenso, wenn die Aufnahmegesellschaft die Hinzugezogenen nur als homogene Einheit von Fremden wahrnimmt und ausgrenzt. Die Konstruktion einer eigenen Kultur, die sich gegen die kulturell Fremden abgrenzt, unterstellt nicht nur, dass es eine unsichtbare substantielle Gemeinsamkeit (Identität) gibt, die sich von anderen entsprechenden Entitäten abgrenzen lässt und dabei außer acht lässt, dass Kulturen sich wandeln, vermischen, auflösen und sich neu entwickeln, sondern naturalisiert das Eigene wie das Fremde als Wesenheiten. Entsprechend bezeichnet Kultur dann spezifische Eigenheiten einer Gruppe, die als dauerhafte Merkmale überzeitlich und überpersonal eine identifizierbare Einheit bilden und sich auf räumliche Einheiten rückbeziehen lassen (ob dies Stammesgebiete, Nationalstaaten oder auch »Ghettos« sind, sei dahingestellt).¹⁶ »Kultur« in diesem Sinne impliziert dann letztendlich die Vorstellung einer unauflösbaren, über die spezifische Kulturform vermittelte Bindung des Einzelnen an seine Ethnie und angeblich angeborene Verhaltensmuster.¹⁷ Und unterschätzt die integrative aber auch produktive Kraft der Stadt, die als Urbanität eine eigene städtische Kultur kreiert, die durch ihre Wandlungsfähigkeit charakterisiert ist und sich immer wieder neu ausformuliert.

¹⁸ Vgl. Dieter Hoffmann-Axthelm: Lokaldemokratie und Europäisches Haus. Road Map für eine geöffnete Republik. Bielefeld 2016, S. 85–86.

Das Spannende in Offenbach ist, dass für die Mehrheit der Bevölkerung nationalkulturelle Werte und Normen und die damit verbundenen Grundüberzeugungen nicht selbstverständlich sind und daher angeeignet, weshalb sie in der Aneignung auch interpretiert werden müssen. Und da dieser Teil der Einwohner eben auch kulturell sehr heterogen ist, wird hier über das Fremdsein auch das »in Deutschland sein« verhandelt. Es gibt keine dominierende Ethnie in Offenbach, selbst die Herkunftsdeutschen bilden nicht mehr die Mehrheit der Einwohnerschaft. Auch sie werden das »in Deutschland sein« für sich neu bestimmen müssen. Der Übergang zu einer Koexistenz der Verschiedenen, in der sich alle zugleich fremd und vertraut (weil hier zuhause) sind, erfordert einerseits die Akzeptanz des Unterschieds zwischen Einheimischen und Zuwanderern, aber eben auch die Anerkennung des Fremdseins als Voraussetzung für die Entwicklung einer neuen Form des Zusammenlebens.¹⁸ Das wird nicht konfliktfrei sein und für beide Seiten eine Herausforderung.

Offenbach nimmt hier aufgrund seiner Bevölkerungsstruktur eine wegweisende Rolle ein. Das Besondere an Offenbach ist, dass hier ein Ort des sozialen Austausches entstanden ist, dessen transnationale Verflechtungszusammenhänge eine neuartige Dimension angenommen haben. Hier globalisiert sich die lokale Urbanität und hat eine für Deutschland ungewöhnliche hohe ethnisch-kulturelle Diversität. Das findet sich auch in anderen deutschen Großstädten Deutschlands, insofern steht Offenbach hier exemplarisch für die Herausforderungen der durch Zuwanderung geprägten städtischen Gemeinwesen. Wobei Offenbach

die erste Kommune in Deutschland ist, in der die Herkunftsdeutschen die Minderheit bilden. Das ist auch eine Herausforderung in der Alltagswirklichkeit, da es gewohnte Handlungs- und Verständnismuster verunsichert. Städte sind sozial produziert, aber zugleich auch sich verändernde sozialräumliche Phänomene, die sich auf die Erfahrungs- und Verständnismuster der in ihnen Lebenden auswirken. In einer sich zunehmend nicht nur ökonomisch sondern auch sozial verflechtenden Welt spielt dabei der Ort des Austausch eine wesentliche Rolle – dies ist hier die kleine globale Stadt in der global positionierten Metropolregion Rhein-Main. Zugleich Ankunftsstadt für Zuwanderer und globalisierte Heimatstadt, ist sie als »Arrival City« zu thematisieren, um zu einem Verständnis der besonderen Entwicklung in Offenbach zu kommen.¹⁹ Dazu soll zunächst ihre Funktion in der Region näher bestimmt werden.

¹⁹ Dazu sind in diesem Band Thesen mit entsprechenden empirischen Belegen aufgenommen worden, die zusammen mit dem Leiter des Offenbacher Amtes für Arbeitsförderung, Statistik und Integration, Matthias Schulze-Böing, für die Offenbach-Sektion der Ausstellung »Making Heimat. Arrival Country Germany« im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt 2017 erarbeitet wurden.

Metropolregion Rhein-Main

Die global positionierte Metropolregion Rhein-Main mit den Kernstädten Frankfurt, Offenbach, Mainz, Wiesbaden und Darmstadt sowie dem Flughafen Frankfurt, der im Cargobereich der größte Flughafen Europas ist. Die Metropolregion Rhein-Main fungiert als »Global Hub« für die Exportnation Deutschland.



²⁰ Vgl. Brigitte Adam, Jürgen Göttsche-Stellmann: Metropolregionen – Konzepte, Definitionen und Herausforderungen. Informationen zur Raumentwicklung. Raumentwicklung in Stadtregionen. Nr. 9, 2002, S. 513–525.

²¹ Die Ausführungen zu den europäischen Metropolregionen und den »Global Cities« wurden bereits an anderer Stelle veröffentlicht und für diese Publikation überarbeitet. Vgl. Kai Vöckler: Die Welt als Stadt. Raumbilder des Städtischen. Berlin 2014, S. 75–78.

²² Vgl. Manuel Castells: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter, Bd. 1 (engl. 1996). Opladen 2001, S. 431–484.

²³ Vgl. Europäische Kommission (Hg.): EUREK. Europäisches Raumentwicklungskonzept. Auf dem Wege zu einer räumlich ausgewogenen und nachhaltigen Entwicklung der Europäischen Union. Luxemburg 1999, S. 21–23.

²⁴ Vgl. Gerd Held: Territorium und Großstadt. Die räumliche Differenzierung der Moderne. Wiesbaden 2005, S. 230–232.

Als Metropolregionen werden überstädtisch-regionale Konzentrationen bezeichnet, die Standorte für den internationalen Handelsverkehr sind und eine Drehscheibe für Finanz- und Informationstransfers bilden.²⁰ Diese Metropolregionen gelten als die tragenden Säulen der ökonomischen Entwicklung.²¹ Mit der Schaffung des europäischen Binnenmarktes und der allgemeinen Liberalisierung des Handels weltweit hat sich ein neues wirtschaftliches Beziehungssystem im transnationalen Raum ausgebildet, was durch besonders intensive grenzüberschreitende wirtschaftliche Verflechtungen, durch transnationale Güterströme und Dienstleistungen, Direktinvestitionen multinationaler Konzerne und frei flottierende Finanzkapitalströme gekennzeichnet ist. Diese Regionen lösen sich aus den nationalen Kontexten, zugleich sind sie Handlungsort und lokalisieren den »Raum der Ströme«.²²

Charakteristisch ist für die europäischen Metropolregionen, dass sie zwar durch eine Kernmetropole dominiert werden können (wie beispielsweise Paris oder London), oftmals aber eher eine polyzentrische Struktur aufweisen, wie die Metropolregion Rhein-Main mit den Kernstädten Frankfurt, Darmstadt, Wiesbaden, Mainz und Offenbach. In den polyzentrischen Metropolregionen besteht zwar eine Städtehierarchie, aber oftmals auch eine funktionale Aufgabenteilung im regionalen Maßstab.²³ Die Metropolregionen nehmen eine zentrale Stellung ein, da sie einerseits die Raumentwicklung regional und im europäischen Maßstab in Interaktion miteinander dominieren, zugleich aber auch transnational im globalen Städtesystem eine Schlüsselposition einnehmen. Dabei kommt den Großstädten innerhalb der Metropolregionen die Aufgabe zu, die Waren-, Energie- und Verkehrsströme zu konzentrieren, die Kontaktintensität der Wissens- und Menschenströme zu erhöhen, um auf diese Weise zwischen der globalen und der regionalen Ebene zu vermitteln und eine Koordinations- und Organisationsfunktion auszufüllen.²⁴

²⁵ Vgl. Wolfgang Schwentker: Die Megastadt als Problem der Geschichte. In: Ders. (Hg.), Megastädte im 20. Jahrhundert. Göttingen 2006, S. 7–26.

²⁶ Der Geograph und Raumplaner John Friedmann hat zusammen mit Goetz Wolff 1982 diese vernetzten Wirtschaftszentren als »World Cities« bezeichnet, die die umliegende regionale Wirtschaft mit dem globalen Wirtschaftsraum verknüpfen. Vgl. John Friedmann und Wolff Goetz: World City Formation. An Agenda for Research and Action. International Journal of Urban and Regional Research, Bd. 6, 3/1982, S. 309–344. Vgl. auch John Friedmann: Ein Jahrzehnt der World City Forschung. In: Hanruedi Hitz, Roger Keil, Ute Lehrer, Klaus Ronneberger, Christian Schmid, Richard Wolff (Hg.): Capitales Fatales. Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich. Zürich 1995, S. 22–44.

²⁷ Vgl. Saskia Sassen: Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities (engl. 1994). Frankfurt/Main 1996.

²⁸ Ebd., S. 39–47.

²⁹ Vgl. Franz-Joseph Post: Weltsystem – Staat – Stadt. Anmerkungen zum Konzept der Global Cities. In: Peter Johannek, Franz-Joseph Post (Hg.): Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff. Köln, Weimar, Wien, 2004, S. 159–176, hier S. 163.

Die Aufspaltung von Produktionsprozessen im weltweiten Maßstab (Globalisierung der Wertschöpfungsketten), das durch eine verbesserte Informations- und Kommunikationstechnologie und der Weiterentwicklung des Transportwesens ermöglicht wurde, bewirkte zusammen mit der Ausweitung und der Internationalisierung der Finanzmärkte einen Strukturwandel des Städtewesens.²⁵ Die Transnationalisierung der Wirtschaftsstruktur führte zur Entwicklung von Städtenetzwerken, in denen diese transnationalen Unternehmensnetzwerke koordiniert werden.²⁶ Die Soziologin Saskia Sassen sieht als Voraussetzung für diese neue Form weltwirtschaftlicher Interdependenz ein transnationales Städtesystem, in dem sich die Steuerungsfunktionen konzentrieren.²⁷ In diesen Weltmetropolen, den »Global Cities«, finden sich die wichtigsten Finanzmärkte, die Zentralen von transnational operierenden Banken und Unternehmen sowie die für diese Unternehmen wichtigen Dienstleistungen wie Rechts-, Finanz- und Unternehmensberatung, Buchhaltung und Werbung.²⁸ Diese Kontroll- und Managementfunktionen konzentrieren sich in der »Global City«. Die Präsenz und räumliche Nähe des Fachpersonals im zentralen Geschäftsbezirk (Central Business District) ist zwingend, da nur so die komplexen Probleme der Koordination und Organisation quer zu den transnationalen Organisationsformen schnell und effizient zu lösen sind.²⁹ Dieser Geschäftsbezirk ist über eine transnationale Infrastruktur aus Flughäfen und Hochgeschwindigkeitszügen mit den Geschäftsbezirken anderer »Global Cities« verbunden. Die Experten werden aus den zumeist auch in den Metropolregionen sich befindenden (zumeist staatlichen) Bildungs- und Forschungseinrichtungen rekrutiert. Neben die wirtschaftliche tritt aber auch die symbolische Bedeutung des zentralen Geschäftsbezirks. Sie findet ihren Ausdruck in der Hochhaussilhouette, die den ökonomischen Machtanspruch ausdrückt. Dieser zentrale Geschäftsbereich konzentriert sich in der Metropolregion Rhein-Main in der Stadt Frankfurt

(was durch die Skyline sinnfällig wird), der aber interagiert regional mit weiteren als Zentrum strukturierten Teilbereichen – eine eindeutige Übertragung des Schemas von Zentrum und Peripherie ist nicht möglich, auch in Offenbach finden sich beispielsweise Deutschland- und Europazentralen von global agierenden Unternehmen (dazu ausführlich später).

Die »Global Cities« sind in den nationalen Raum eingebettet. Die Nationalstaaten wiederum entwickeln auf einer internationalen Ebene, durch die Gründung suprastaatlicher Institutionen und Organisationen, die Regeln und Rahmenwerke, in denen sich die globalen Austauschprozesse vollziehen.³⁰ Die Bedeutung der Nationalstaaten verschwindet keineswegs, vielmehr werden sie in diesem Transformationsprozess rekonfiguriert – Teile des Nationalstaats werden globalisiert, indem er Kompetenzen an übergeordnete Institutionen abgibt, außerdem entstehen neue Kooperationsformen zwischen privaten und staatlichen Akteuren im globalen Maßstab. Die Integration der Volkswirtschaften in den Weltmarkt ist nach wie vor national reguliert.³¹ Gerade die globalen Städte sind wesentlich auf die Unterstützung durch die nationalstaatlichen Institutionen angewiesen und vermitteln zwischen diesen und den in ihnen lokalisierten transnationalen Unternehmen. Stadt und Staat verhalten sich komplementär zueinander, setzen unterschiedliche Räume zueinander in Beziehung, wie der Raumplaner Gerd Held argumentiert: Die Stadt als Großstadt, »Global City«, steht für das räumliche Strukturprinzip, das Zentralität herstellt und auf diese Weise Heterogenität durch Verdichtung zulässt – in sie wird die Welt hineingeholt; der Staat als sich territorial organisierende Raumstruktur steht für die Abgrenzung und die Homogenität nach innen, in der die Welt im Raum des Nationalen assimiliert und aufgelöst wird.³²

³⁰ »Internationalität ist durch die nationalen Rhythmen vermittelt, während Globalität eine transnationale Qualität kennzeichnet, deren genuiner Raum das Städtische ist.« Walter Prigge: *Urbi et Orbi. Zur Epistemologie des Städtischen*. In: Peter Noller, Walter Prigge, Klaus Ronneberger: *Stadt-Welt. Über die Globalisierung städtischer Milieus*. Frankfurt/Main, New York, 1994, S. 63–73, hier S. 66.

³¹ »Ökonomisch sind die Integrationsweisen der Volkswirtschaften in den Weltmarkt gleichermaßen national reguliert.« Ebd., S. 65.

³² Vgl. Held, a. a. O., S. 230, 367–368. Das von Held umfassend analysierte Komplementärverhältnis von (nationalstaatlichem) Territorium und Großstadt (Metropolregion) ist bereits früher diskutiert worden: »Einiges spricht dafür, dass sich [städtische, Anm. d. Verf.] Regionen als die gegenwärtig entscheidenden Räume von ökonomischer Globalisierung etabliert haben – obwohl sie oder vielmehr gerade weil sie nicht staatlich verfasst sind und auch ihre Kultur weder mit einem abgegrenzten Territorium noch mit einer Geschichte, also nationalstaatlich artikuliert sind. [...] Man muss hier mehr als bisher dazu übergehen, diese Entwicklung von Regionen »räumlich«, das heißt nicht geographisch, sondern struktural zu erklären.« Prigge, *Urbi et Orbi*, a. a. O., S. 66. Vgl. dazu auch Saskia Sassen: *Das Paradox des Nationalen. Territorium, Autorität und Rechte im globalen Zeitalter* (engl. 2006). Frankfurt/M. 2008, S. 646–650. Sassen versteht dagegen die Beziehung des globalen Stadtsystems zu den Nationalstaaten nicht als ein Komplementärverhältnis, sondern als eine mehrdimensionale Anordnung, in der sich »Territorium«, »Autorität« und »Recht« in wechselnden historischen Konfigurationen ins Verhältnis setzen.

Eine Stadt ist allerdings nie vollständig in die globale Wirtschaft und Gesellschaft integriert, sondern nur bestimmte räumliche, soziale oder ökonomische Segmente. So benötigt die »Global City« nicht nur gut ausgebildetes Fachpersonal, sondern auch die Dienstleistungen des Niedriglohnssektors wie etwa der Reinigungs- und Sicherungskräfte. Diese in unsicheren oder auch informellen Arbeitsverhältnissen Beschäftigten werden häufig aus den legal oder auch illegal in die »Global Cities« strömenden Migranten rekrutiert. Die Kontroll- und Steuerungskapazität hängt von einer funktionierenden Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur ab, und dieses Funktionieren ist auf hochwertige Dienstleistungen vor Ort angewiesen (Rechts- u. Wirtschaftsberatung, Werbung, Informations- und Kommunikationstechnologie etc.) und bedarf dazu auch eines Unterbaus an einfachen Dienstleistungen (Wartungs-, Reinigungs-, Sicherheits- und Fahrdienste), niedrig qualifizierte und gering entlohnte Tätigkeiten eines »Service-Proletariats«.³³ Wichtig ist dabei, dass unter dem Begriff »Global City« oftmals ganze Metropolregionen firmieren – so wird die Metropolregion Rhein-Main in der Analyse der »Global Cities« unter »Frankfurt« subsumiert³⁴, entsprechend sind die strukturellen Merkmale einer »Global City« auch hierzu in Relation zu setzen. Augenfällig ist, dass sich in Offenbach stark die im Niedriglohnssektor arbeitenden Zuwanderer konzentrieren, die für das Funktionieren einer globalen Metropolregion nicht wegzudenken sind. Insofern spiegelt sich in der »Global City« die Welt, die globale Ordnung findet sich in der sozial und wirtschaftlich segmentierten Stadt (und Region) wieder. Der traditionelle Stadtraum ist fragmentiert, die Teile der Stadt spalten sich in lokal, regional und international bezogene Teile auf, die sich auf komplexe Weise überlagern.³⁵ Die »Global City« ist nur in Teilen globalisiert, nie als Ganzes – insofern ist der Begriff irreführend.³⁶ Aber sie kann unterschiedliche, in den unterschiedlichen Maßstäben (lokal, regional, global) aufeinander bezogene Räume verdichten, in ihrer Heterogenität an einem Ort konzentrieren.

³³ Stefan Kipfer, Roger Keil: Urbanisierung und Technologie in der Periode des globalen Kapitalismus. In: Hitz et al., a. a. O., S. 61–87, hier: S. 81.

³⁴ Vgl. GaWC (Globalization and World Cities Research Network). Zur Klassifikation siehe <http://www.lboro.ac.uk/gawc/world2004t.html> (letzter Zugriff: 21.02.2017)

³⁵ Vgl. Walter Prigge: Vier Fragen zur Auflösung der Städte. In: Ders. (Hg.), Peripherie ist überall. Edition Bauhaus, Bd. 1. Frankfurt/Main, 1998, S. 8–14, hier S. 6.

³⁶ »Da nur ein sehr kleiner Teil der modernen wirtschaftlichen und politischen Prozesse wirklich global ist, und da der weitaus bedeutendere Teil auf der Erde in einzelnen Volkswirtschaften und Staaten parallel gemeistert wird, ist die Erwartung eines einzigen ›Babylon‹ Unsinn und ist auch der Begriff der ›Global-City‹ im Grunde irreführend.« Held, a. a. O., S. 344.

³⁷ Klaus Ronneberger: Machbarkeitsstudie

über eine Untersuchung zur sozial-räumlichen Entwicklung der Metropolregion Rhein-Main unter Berücksichtigung von Offenbach. Studie im Auftrag der Stiftungsprofessur für Kreativität im urbanen Kontext, HfG Offenbach 2012.

Thesen und Visualisierungen wurden zusammen mit Klaus Ronneberger erarbeitet und im Rahmen der Ausstellung »transform OF« (Hessen Design, Darmstadt, 7.-28. September 2012) gezeigt. Download der Studie unter:

<http://www.hfg-offenbach.de/de/people/kai-voeckler#publikationen>

³⁸ Siehe dazu

auch die Thesen und Visualisierungen zu Offenbach und die Metropolregion Rhein-Main im Anhang. Die Thesen zur Region greifen auf die Studie von Ronneberger zurück.

Bezogen auf die Metropolregion Rhein-Main formuliert der Stadtforscher Klaus Ronneberger, dass in der Diskussion des »Global City«-Theorems zu wenig die Bedeutung der nationalen Regulation berücksichtigt wird.³⁷ Aus seiner Sicht lässt sich eine zwingende Verknüpfung und Determinierung zwischen dem Prozess der Globalisierung und den Problemstrukturen der betroffenen Städte nicht feststellen. So stellt er fest, dass es in der Rhein-Main-Region weder eine lokal verankerte multi-nationale Mittelklasse gibt noch ethnisch segmentierte »Sweat-Shop-Ökonomien«, wie sie etwa aus New York bekannt sind. Auch sind hier die sozialräumlichen Polarisierungsprozesse kaum mit US-amerikanischen Segregationsmustern vergleichbar. Deutsche Kommunen verfügen über ein umfassendes sozialstaatliches Sicherungssystem, ebenso ist in Deutschland die Angleichung der Lebensverhältnisse wesentliches Ziel der Raumordnungspolitik. Gleichwohl lassen sich soziale Polarisierungsprozesse feststellen: auf der einen Seite die Expansion der globalisierungsökonomisch ausgerichteten hochwertigen Dienstleistungen, auf der anderen Seite die Zunahme der schlecht bezahlten Tätigkeiten der Service-Kräfte. Insofern strukturiert sich auch die Metropolregion Rhein-Main nach dem Muster von Zentrum und Peripherie, aber so wie sich die Steuerungsfunktionen in der Region streuen und sich nicht auf einen innerstädtischen Geschäftsbezirk begrenzen, so sind auch die Armutsnischen nicht nur in den Randlagen zu finden. Es sind die Kernstädte der Region, wo sich die sozialen Risiken konzentrieren und die zugleich die höchsten Integrationsleistungen hinsichtlich Migration und Armut erbringen.³⁸ Ronneberger analysiert vier unterschiedliche Typen von Zentralität in der Region: von der repräsentativen »City«, der Frankfurter Innenstadt mit der Skyline über neue innerstädtische City-Gebiete auf zumeist alten Industrie- und Gewerbearealen (die sich nicht nur in Frankfurt finden) sowie neuen Zentren im Umland, die zumeist in der Nähe der Autobahnverbindung

³⁹ Vgl. Kai Vöckler: Schnittstelle Offenbach. In: Marcus Frings (Hg.): Neue Welten. Perspektiven aktueller Kunst (Ausstellungskatalog Kunst in Offenbach am Main 2). Weimar 2012, S. 32–37.

⁴⁰ Daneben ist die Region aber auch Produktionsstandort, hier finden sich Automobilbau, Chemie, Pharmazie, Biotechnologie, Materialtechnik und Kommunikationstechnik.

zum Flughafen errichtet wurden und bis hin zur Transformation traditioneller Zentren wie Darmstadt und Wiesbaden, die sich in die globalökonomische Ausrichtung der Metropolregion einfügen. Deutlich wird, dass die gesamte Region als »Zentrum« strukturiert ist.

Eine Einschätzung der Entwicklung Offenbachs kann nicht losgelöst vom Standort der Stadt in der Metropolregion Rhein-Main erfolgen.³⁹ Offenbach befindet sich raumstrukturell in unmittelbarer Nachbarschaft eines »Global Players«, des Finanz- und Handelszentrums Frankfurt am Main – das erhöht seine Attraktivität als Standort für Dienstleistungsunternehmen innerhalb der Metropolregion Rhein-Main. Die Metropolregion ist, wie bereits beschrieben, ein Knotenpunkt internationaler Finanz-, Waren- und Personenströme, ist globalökonomisch ausgerichtet und firmiert als »Global City«. Finanzdienstleistungen, Beratung, Logistik, Medien und Softwareentwicklung bilden den Schwerpunkt der Branchenstruktur. Über 70 Prozent der Arbeitsplätze finden sich im Dienstleistungssektor.⁴⁰ Dass die Region global positioniert ist, darauf verweist die hohe Anzahl von global ausgerichteten Entscheidungs- und Vertriebszentralen. Eine wichtige Rolle spielt dabei der Flughafen als größter Arbeitgeber der Region und drittgrößter Flughafen Europas. Der Logistikbereich ist besonders durch den Flughafen Frankfurt und die zentrale Anbindung an das Autobahn- und Eisenbahnnetz stark begünstigt. Entsprechend nimmt in Deutschland die Metropolregion Rhein-Main eine Schlüsselstellung in der globalen Vernetzung von Ökonomie und Wissen ein. Die Region steht aber auch vor der Aufgabe, nicht nur global mit Spitzenleistungen hervorzustechen, sondern diese in die Region zurück zu vermitteln. Dabei trifft sie auf neue Herausforderungen: Wie garantiert sie ihre Zukunftsfähigkeit? Dies betrifft die Frage, wie eine hochqualifizierte Ausbildung zu garantieren ist und vor allem auch, wie die Region für Zuwanderer in allen Berufsfeldern attraktiv

bleibt. Zuwanderung und Integration sind für eine wachsende Metropolregion zentrale Aufgaben – hier hat Offenbach in der Metropolregion eine wichtige Funktion.

Allerdings ist die Stadt geprägt von einer tiefgehenden ökonomischen Umstrukturierung. Um zu verstehen, wie es dazu kam, lohnt sich ein kurzer Blick in die Geschichte der Stadt.⁴¹ Die direkt an Frankfurts Osten grenzende Stadt mit ihren knapp 130.000 Einwohnern hat wahrscheinlich am härtesten in der Region mit dem Deindustrialisierungsprozess zu kämpfen: lange Zeit Standort für die Lederverarbeitung, für Chemie und Metallindustrie, setzte ab den 1970er Jahren ein Auflösungsprozess dieser klassischen Industrien ein – wesentlich bedingt durch Billigimporte einerseits und Abwanderung der Unternehmen in Billiglohnländer andererseits.⁴² Den fortschreitenden Deindustrialisierungsprozess versucht die Stadt mit Ansiedlung hochwertiger Dienstleistungsökonomien zu kompensieren. Die Stadt ist beispielsweise Teil des »Automotive Clusters Rhein-Main« und insbesondere im Stadtteil Kaiserlei finden sich Banken, Logistikunternehmen und Automobilhersteller wie Hyundai mit seiner Deutschland- und Europazentrale oder der Reifenhersteller Kumho mit seiner Europazentrale. Zudem hat Offenbach (zusammen mit Darmstadt und Wiesbaden) in der Rhein-Main-Region den höchsten Anteil sozialversicherungspflichtig Beschäftigter in der Kultur- und Kreativwirtschaft.⁴³ Trotzdem bildet die Stadt das »Wachstumsschlusslicht« innerhalb Hessens, wie eine Studie der IHK Offenbach zur wirtschaftlichen Entwicklung 2012 konstatierte.⁴⁴ Teil dieser Entwicklung ist, dass begünstigt durch niedrige Wohnmieten und widrige Umweltverhältnisse (Fluglärm) in Offenbach ein hoher Anteil von Einwohnern zu finden ist, die sich dem »Dienstleistungsproletariat«⁴⁵ zuordnen lassen. Also Beschäftigten im Niedriglohnsektor, gering qualifiziert, oft mit Migrationshintergrund. Das Dienstleistungsproletariat der Gepäcklader,

⁴¹ Vgl. Ronneberger:

Machbarkeitsstudie über eine Untersuchung zur sozial-räumlichen Entwicklung der Metropolregion Rhein-Main unter besonderer Berücksichtigung von Offenbach, a. a. O.

⁴² Der Niedergang des verar-

beitenden Gewerbes in Offenbach ist deutlich: Gab es Anfang der 1970er Jahre noch rund 26.000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte im verarbeitenden Gewerbe, waren es 2015 gerade noch um die 5.000.

⁴³ Branchenreport Kultur- und Kreativwirtschaft FrankfurtRheinMain.

Regionalverband FrankfurtRheinMain 2011, S. 5.

⁴⁴ Studie

»Zukunftsperspektiven für die Region Offenbach am Main«. IHK Offenbach am Main, März 2012, S. 2. <http://www.offenbach.ihk.de/standortpolitik/stadt-und-kreis-offenbach/wirtschaftsstandort-region-offenbach> (letzter Zugriff: 17.03.2015)

⁴⁵ Vgl. zum Begriff und zur Entstehung eines

Dienstleistungsproletariats in Deutschland Friederike Bahl, Philipp Staab, Das Dienstleistungsproletariat. Theorie auf kaltem Entzug. In: Mittelweg 36. 19. Jg., 2010, S. 66–93. Ausführlich dazu: Friederike Bahl: Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft. Hamburg 2014 und Philipp Staab: Macht und Herrschaft in der Servicewelt. Hamburg 2014.

Paketzusteller und Kassensfrauen hat nichts mit kreativer Produktion zu tun, es basiert wesentlich auf körperlichem Verschleiß und bietet so gut wie keine Aufstiegschancen. Trotzdem ist es für Zuwanderer mit niedrigem Bildungshintergrund und einer geringen beruflichen Qualifikation attraktiv, nach Offenbach zu kommen. Offenbach bietet ihnen mit seiner guten raumstrukturellen Lage innerhalb der ökonomisch prosperierenden Metropolregion (und einer hervorragenden verkehrlichen Anbindung auch durch den öffentlichen Personennahverkehr), günstigeren Mieten im Vergleich zu Frankfurt als auch über die bestehenden Netzwerke von bereits ansässigen Landsleuten sehr gute Möglichkeiten der Integration in den Arbeitsmarkt.

II.

DIE STADT DER MIGRANTEN

(»ARRIVAL CITY«)

—

WO MAN ANKOMMT

⁴⁶ Der folgende

Abschnitt ist die überarbeitete Fassung eines an anderer Stelle publizierten Textes.

Vgl. Kai Vöckler: Wo man ankommt. In: Anny & Sibel Öztürk, Heiner Blum (Hg.):

Länderboten. Frankfurt/Main 2015, S. 16–20.

Um zu verstehen, warum Offenbach (und die Region Rhein-Main) so stark von Zuwanderung geprägt ist, ist zu berücksichtigen, dass die Globalisierungsprozesse der vergangenen Jahrzehnte nicht nur eine weltweite Integration der Finanz- und Warenmärkte und einen immer umfangreicheren Austausch von Waren und Informationen bewirkt haben, sondern zugleich auch die Zahl der Arbeitsmigranten angewachsen ist, die sich in den letzten vierzig Jahren mehr als verdoppelt hat.⁴⁶ Immer kostengünstigere Transportmöglichkeiten haben Fernreisen selbst unter widrigsten Bedingungen für viele Menschen möglich gemacht. Und mit der Verbreitung der Massenkommunikationsmittel – wesentlich durch das Internet befördert – findet ein globaler Austausch von Bildern und Informationen statt, der vielen Menschen andernorts Bilder des Wohlstands in den Ländern der sogenannten »1. Welt« vor Augen führt. Mit der Folge, dass immer mehr Menschen an diesem Wohlstand partizipieren wollen, zumeist um Notsituationen, Armut, Natur-

⁴⁷ Zu der besonderen Situation der Kriegsflüchtlinge, die sich legal oder illegal in Deutschland aufhalten, vgl. Kai Vöckler: In der Wartezone – Flüchtlingsräume Berlin. In: Regina Bittner, Wilfried Hackenbroich, Kai Vöckler (Hg.): Transnationale Räume. Berlin 2007, S. 36–45.

⁴⁸ Zur Situation der illegalen Migranten und warum diese als Arbeitskräfte benötigt werden, siehe Jörg Alt: Leben in der Schattenwelt. Problemkomplex »illegale« Migration. Karlsruhe 2003.

⁴⁹ Vgl. Doug Saunders: Arrival City. Über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte. Von ihnen hängt unsere Zukunft ab. München 2011.

katastrophen aber auch willkürlicher Ausbeutung durch staatliche und nicht-staatliche Organisationen zu entkommen – wenn nicht sogar Bürgerkriegen oder anderen gewaltsamen Konflikten. Für diese Menschen besteht allerdings das Problem, überhaupt Zugang zu den Industriestaaten zu bekommen, die ihre Arbeitsmärkte abschotten und mit aufwendigsten Mitteln versuchen den Zustrom der Migranten zu unterbinden.⁴⁷ Das trifft in Europa nicht auf die sogenannten »Unionsbürger« zu. So sind etwa 20 Prozent der rund 36 Prozent Ausländer, die in Offenbach leben, Bürger der Europäischen Union, und verfügen entsprechend über weitgehende Rechte, was beispielsweise die Arbeitnehmerfreizügigkeit und die Niederlassungsfreiheit betrifft. Hier dürfte für viele die Wohlstandskluft ein wichtiger Faktor sein, nach Deutschland und in die ökonomisch prosperierende Metropolregion Rhein-Main einzuwandern.

Und offensichtlich ist die globale Metropolregion Rhein-Main auch auf die geringqualifizierten Arbeitskräfte angewiesen, nicht zuletzt auch der illegal zu deutlich geringeren Löhnen Arbeitenden.⁴⁸ Offenbach ist zu einem Auffangbecken eben dieser Zuwanderer geworden und im Laufe der Jahrzehnte hat dies das Stadtbild und das Image der Stadt geprägt. Oftmals mit Negativbewertungen wie der »Bronx des Rhein-Main-Gebiets« belegt, leistet sie dennoch eine herausragende Arbeit für die Region als Ankunftsstadt, als einer »Arrival City«. Der Journalist Doug Saunders hat in seinem gleichnamigen Buch mit liebgewordenen Klischees über die Ankunftsstädte, den sogenannten Slums außereuropäischer Großstädte, aber auch der westeuropäischen Armenviertel aufgeräumt: dass dies Orte von Verlierern oder soziale Sackgassen seien.⁴⁹ Basierend auf dem Weltentwicklungsbericht der Weltbank 2009 und eigenen Recherchen kommt Saunders zu dem Schluss, dass es sich dabei vielmehr um Transiträume handelt, die mit hoher Effizienz Zuwanderer in die Aufnahmegesellschaft integrieren. Dass diese Gebiete wirtschaftlich

⁵⁰ Zur Integrationsarbeit in Offenbach vgl.

Matthias Schulze-Böing: Wie schaffen wir das? Integration als Herausforderung für Städte. In: Nachrichtendienst des deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e. V. – NDV (96), Nr. 8, 2016, S. 351–357. Download: <http://www.fruehe-bildung.online/download.php?id=356> (letzter Zugriff: 19.07.2017)

⁵¹ Vgl. dazu das

Interview, das ich mit dem Leiter des Amts für Arbeitsförderung, Statistik und Integration, Matthias Schulze-Böing, als Katalogbeitrag zur Ausstellung »Making Heimat. Germany, Arrival Country« (Deutscher Pavillon, Architekturbiennale Venedig 2016) geführt habe: Matthias Schulze-Böing: Interview. Im Gespräch mit Kai Vöckler. In: Peter Cachola Schmal, Oliver Elser, Anna Scheuermann (Hg.): Making Heimat. Germany, Arrival Country. Ostfildern 2016, S. 248–261. Empirisch lässt sich die These von Saunders für Offenbach nicht belegen, sie deckt sich aber mit den Erkenntnissen, die aus der alltäglichen Integrationsarbeit der Kommune gewonnen wurden. Das mit zunehmender Integration und sozialem Aufstieg Migranten die Räume der Erstintegration (»Ausländerviertel«) wieder verlassen, konnte von dem Migrationsforscher Friedrich Heckmann für den Nürnberger Süden empirisch bestätigt werden.

⁵² Siehe dazu das

kommunale Bildungsprojekt Lernen vor Ort, das bis 2014 lief und ausgezeichnet wurde. <http://www.lernen-vor-ort.info/de/201.php> (letzter Zugriff: 17.03.2015). So wurde beispielsweise die BACHschule 2016 mit dem Integrationspreis des Deutschen Fußballbundes und Mercedes Benz ausgezeichnet.

⁵³ Zu den Aufstiegschancen siehe die

jährlichen OECD-Studien »Bildung auf einen Blick«. <http://www.oecd.org/general/searchresults/?q=bildung%20auf%20einen%20blick> (letzter Zugriff: 17.03.2015).

⁵⁴ Siehe dazu die

Bildungsberichte der Stadt Offenbach »Erziehung und Bildung in Offenbach (EBO)«. http://www.offenbach.de/stepone/data/pdf/37/29/00/ebo-2013_web.pdf (letzter Zugriff: 17.03.2015).

abgekoppelt und dauerhaft als Armutsgebiete wahrgenommen werden, resultiert für ihn wesentlich daraus, dass die erfolgreich angekommenen Migranten, denen der berufliche Aufstieg gelungen ist, diese Gebiete wieder verlassen, um den nächsten Zuwanderern Platz zu machen. Obwohl es dazu keine Untersuchungen und nur wenig aussagefähige Zahlen gibt, lässt sich dies strukturell auch auf Offenbach übertragen, das eben eine solche Integrationsarbeit leistet.⁵⁰ In den durch die Immigration stark belasteten Stadtviertel werden durch eine intensive kommunale Betreuung Lebenschancen für die dortigen Bewohner generiert, aber gerade die erfolgreichen unter ihnen ziehen dann weg in die »besseren« Stadtviertel oder Nachbarkommunen.⁵¹

Ob illegal oder legal, ob temporär oder dauerhaft, für die Zuwanderer ist entscheidend, ob sie am Wohlstand der Aufnahmegesellschaft partizipieren können. Dem steht gerade bei den geringqualifizierten Zuwanderern die schlechten Aufstiegschancen im Dienstleistungsbereich entgegen, so dass oftmals die Aufstiegsperspektive auf die Kinder übertragen wird. Hier wiederum spielt die Bildung eine Schlüsselrolle und die Stadt Offenbach unternimmt in diesem Bereich tatsächlich große Anstrengungen, die sich nicht nur auf die Verbesserung der Schulangebote beschränken, sondern auch frühkindliche Erziehung mit Sprachförderung oder Weiterbildung im Alter umfassen.⁵² Auch wenn die Untersuchungen zur Funktion des deutschen Bildungssystems als Motor sozialen Aufstiegs ernüchternd sind, da dieser Kindern aus den sogenannten bildungsfernen Schichten nach wie vor erheblich schwerer fällt, ist dennoch die herausragende Rolle der Bildung bei der erfolgreichen Integration in die Aufnahmegesellschaft zu betonen.⁵³ So kann der steigende Anteil der Gymnasiasten mit Migrationshintergrund in Offenbach als ein Indikator für sozialen Aufstieg interpretiert werden.⁵⁴ Verglichen mit anderen Städten in Deutschland und insbesondere mit anderen westeuropäischen Städten hat Offenbach ein gut funktio-

nierendes Gemeinwesen: der Austausch und die Interaktion der unterschiedlichen Einwohnergruppen ist nicht konfliktfrei, aber das Zusammenleben ist geprägt von gegenseitigem Respekt. Dies wird augenscheinlich, wenn man die Innenstadt besucht – obwohl offensichtlich dominiert von Zuwanderern finden sich hier in unmittelbarer Nachbarschaft Äpfelwoi-Stuben und Kebab-Stände, der Wochenmarkt mit vielen regionalen Anbietern hessischer Esswaren und daneben eine Vielzahl von Geschäften mit einer ungewöhnlichen Vielfalt internationaler Angebote, vom selbstgemachten Ricotta über afrikanische Schönheitsartikel bis hin zu osteuropäischen Küchenwaren. Das Zusammenleben gestaltet sich als ein ausgesprochen friedliches Nebeneinander. Es ist aber keine Idylle, die sich her findet, denn das städtische Leben ist auch durch Armut geprägt: etwa 18 Prozent der Einwohner Offenbachs beziehen SGB-II («Hartz 4») Unterstützung, wobei etwa ein Viertel der Bezieher sogenannte »Aufstocker« sind, also Erwerbstätige, deren Einkommen aber nicht ausreicht den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten – zumeist sind dies im Niedriglohnsektor Beschäftigte.⁵⁵ Und besonders erschreckend ist die Kinderarmut: knapp jedes dritte Kind unter 15 Jahren lebt in einer »Bedarfsgemeinschaft«. Eine Herausforderung, der sich die Stadt ebenfalls mit Nachdruck stellt.⁵⁶

⁵⁵ Vgl. Sozialbericht 2015 der Stadt

Offenbach. https://www.offenbach.de/medien/bindata/of/dir-11/sozialplanung/Sozialbericht-2015_Final.pdf (letzter Zugriff: 17.02.2017). Allerdings sind nur etwa ein Viertel der »Ergänzer« voll erwerbstätig.

⁵⁶ Beispielsweise das

Bildungs- und Teilhabepaket, das Familien etwa für Schulausflüge, Schulbedarf oder Mittagsverpflegung unterstützt.

GHETTO UND PARALLELGESELLSCHAFT

In der Diskussion um Migration und Integration taucht immer wieder der angstbesetzte Begriff des »Ghettos« zur Bezeichnung eines begrenzten städtischen Bezirks mit einer hohen sozialen und auch ethnischen Homogenität auf, wobei oftmals soziale und ethnisch-kulturelle Zuschreibungen miteinander vermengt

⁵⁷ Dies prägt auch die öffentliche Wahrnehmung von Offenbach als Stadt der Migranten. Beispielsweise Niklas Maak: Ist Getto nicht doch gut? Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. März 2016.

⁵⁸ Vgl. Loïc Wacquant: Was ist ein Ghetto? PROKLA, 134/2004, S. 133–147. Zur Definition s. S. 137. »Damit aus einem Bezirk ein Ghetto wird, muss erstens die räumliche Segregation aufgezwungen und allumfassend sein. Zweitens muss dieses Viertel deutlich abgrenzbare Parallel-Institutionen aufweisen [...]«. Ebd., S. 141.

⁵⁹ Eine räumliche Beschränkung bei Zuzügen bestimmter Einwanderergruppen war in Deutschland teilweise Praxis (z. B. im ehemaligen West-Berlin) und galt auch lange Zeit als Residenzpflicht bei Asylsuchenden, die aber heute nur noch eingeschränkt als Wohnsitzauflage gilt und nur einen kleinen Teil der Zuwanderer betrifft (Asylbewerber und Geduldete).

⁶⁰ Vgl. Klaus Ronneberger, Vassilis Tsianos: Panische Räume. Das Ghetto und die Parallelgesellschaft. In: *dérive, Urbanität durch Migration*. Nr. 37, 2009, S. 20–25.

werden.⁵⁷ Unterstellt wird der Bevölkerung in einem solchen Viertel, dass sie spezifische Werte, Denkweisen und Verhaltensmuster entwickelt, was entsprechend mit einer Stigmatisierung dieser Gruppe einhergeht. Der Begriff, der ursprünglich die im mittelalterlichen Europa der jüdischen Bevölkerung zugewiesenen Viertel bezeichnete, wurde im US-amerikanischen Kontext zur Beschreibung von ethnisch bestimmten Wohngebieten mit großer Armut verwendet. Definiert sind Ghettos durch die Elemente Stigma, Zwang, räumliche Einsperrung und institutionelle Ausstattung durch eigens entwickelte Parallel-Institutionen (also eigenständige soziale Einrichtungen, mit denen zum Beispiel interne Konflikte reguliert werden).⁵⁸ Ende der 1990er Jahre taucht der Begriff in Europa im Zuge der Diskussion um den Zusammenhang von Immigration, postindustrieller ökonomischer Restrukturierung und städtischer Polarisierung auf. Hier werden aber zumeist die durch einen hohen Anteil von Zuwanderern und Armut geprägten Stadtviertel so bezeichnet. Diese sind aber gerade nicht ethnisch-kulturell homogen, häufig leben hier Zuwanderer aus den unterschiedlichsten Weltgebieten zusammen, zumeist auch noch gemischt mit (ebenfalls sozial schlechter gestellten) Alteingesessenen. In Offenbach ist die ethnisch-kulturelle Heterogenität sehr ausgeprägt – es gibt keine dominierende ethnische Volksgruppe. Den Zwangscharakter von Ghettos auf deutsche Verhältnisse zu übertragen, ist sehr fragwürdig. So gibt es nur bedingt Einschränkungen bei der Wahl des Wohnorts, auch wenn Menschen mit geringem Einkommen nur eingeschränkt die Möglichkeit zur Veränderung ihrer Wohn- und Lebensverhältnisse haben.⁵⁹ Ebenso sind Parallel-Institutionen (die ja das ganze Viertel umfassen müssten) nicht vorhanden. Insofern ist der Begriff »Ghetto« zur Beschreibung von Stadtvierteln mit hohem Ausländeranteil und großer Armut irreführend und suggeriert Verhältnisse, die es in Deutschland und entsprechend auch in Offenbach nicht gibt.⁶⁰

⁴¹ Der Begriff wird von dem Sozialwissenschaftler

Wilhelm Heitmeyer erstmals verwandt. Vgl. Wilhelm Heitmeyer: Für türkische Jugendliche in Deutschland spielt der Islam eine wichtige Rolle. In: Die Zeit, 23.08.1996.

⁴² Vgl. Ronneberger, Tsianos, Panische Räume, a. a. O.

Auch die in diesem Zusammenhang immer wieder auftauchende Rede von den »Parallelgesellschaften« sollte differenziert betrachtet werden.⁴¹ Was ist damit gemeint? Es muss sich um eine Bevölkerungsgruppe handeln, die ethnisch, kulturell oder religiös weitgehend homogen ist, die sich abgegrenzt und für alle Lebensbelange eigene Institutionen entwickelt (wie beispielsweise sogenannte »Friedensrichter« für die Klärung von Konflikten). Oftmals wird »Parallelgesellschaft« (ethnisch homogene soziale Netzwerke) synonym mit »Ghetto« (ethnisch segregierte Stadtquartiere) verwandt.⁴² Dass es Familienclans mit extremer interner sozialer Kontrolle und einem patriarchalisch und oftmals auch religiös geprägten Weltbild gibt, ist bekannt, diese sind aber eher ein kleines, wenn auch hochproblematisches Phänomen (das auch bei den Alteingesessenen, beispielsweise christlichen Fundamentalisten, zu beobachten ist). Keiner dieser Gruppen ist es aber bisher gelungen, ein ganzes Stadtquartier zu dominieren. Hier von »Parallelgesellschaften« zu reden, ist deutlich überzogen. Was es tatsächlich gibt, sind durch ethnische Homogenität geprägte soziale Netzwerke (im politisch-medialen Diskurs sind dies vornehmlich türkisch-muslimische), in denen sich eine kulturelle Distanz zu Deutschland verfestigt hat, was sich beispielsweise am Heiratsverhalten und dem Spracherwerb beziehungsweise Sprachvermögen der folgenden Generationen festmachen lässt. Hier zeigt sich die Zweischneidigkeit der Ausbildung sich räumlich (in den Städten) konzentrierender Formen ethnischer Selbstorganisation. Einerseits bieten sie den eigenen zuwandernden Landsleuten die notwendige Unterstützung beim Zurechtkommen in der Fremde (Erstintegration) und bilden eine Brücke zum Aufnahmeland, bieten auch ein Stück »Heimat« durch Sprache und eine vertraute Kultur. Andererseits können sie für nachfolgende Generationen zu einer Sackgasse werden und diese um ihre Lebenschancen bringen, wenn beispielsweise wegen mangelnder Sprachkenntnisse große Teile des Arbeitsmarktes nicht zugänglich sind. Wenn sich die Erfahrungen,

⁶³ Vgl. Matthias

Schulze-Böing, Interview, a. a. O., S. 253, 255. Dieser Zusammenhang wird auch entsprechend öffentlich diskutiert, siehe beispielsweise den Kommentar der Journalistin Cigdem Toprak auf dem Blog des Berliner Tagesspiegels, die über ihre eigenen sehr unterschiedlichen Erfahrungen in den Städten Frankfurt und Berlin reflektiert: Warum Offenbach in Sachen Integration mehr kann als Berlin. <https://causa.tagesspiegel.de/gesellschaft/wie-gelingt-die-integration/warum-offenbach-in-sachen-integration-mehr-kann-als-berlin.html> (letzter Zugriff: 29.11.2016)

⁶⁴ Vgl. Charles

Taylor: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung (engl. 1992). Frankfurt/Main 2009. Vgl. ebd. auch den Kommentar von Michael Walzer.

Normen und Gewohnheiten einer als vertraut empfundenen Gruppe in Distanz zur Aufnahmegesellschaft verfestigen, kann dies zur Selbstaussgrenzung führen und entsprechende Bedrohungsängste bei der Mehrheitsgesellschaft auslösen.⁶³ Kulturelle Unterschiede und die Bedeutung von als gemeinsam empfundenen Gepflogenheiten und Sichtweisen, von Sinnes- und Lebensart, sollten aber bei der Bewältigung der Herausforderungen des Lebensalltags in einer zunächst fremden Gesellschaft mit ihren normativen Anforderungen anerkannt werden und dafür auch die Freiräume belassen werden. Die kulturelle Diversität sollte anerkannt, ihr universalistischer Horizont aber nicht vergessen werden – die formale Rechtsgleichheit ist als Grundverfassung einer liberal-freiheitlichen Gesellschaft unverzichtbar.⁶⁴

Wie gezeigt wurde, zeichnet sich die Stadt durch das Nebeneinander von sich ethnisch wie sozial fremder Gruppen aus, sie ist von der Distanz im Miteinander geprägt und bietet daher auch die Freiräume für unterschiedliche kulturelle Formen. Entsprechend ist im Alltagsleben Toleranz und ein gewisses Maß an Ignoranz notwendig. Auch um von den Zumutungen persönlicher Teilhabe an allem um einen herum verschont zu bleiben. Was nicht bedeutet, dass alles gleichwertig zu behandeln und zu akzeptieren ist oder gar kulturell verherrlicht werden sollte. Selbstverständlich darf ich auch Verhaltensweisen anderer, deren Wertsetzungen und Glaubensinhalte, ablehnen. Das gehört zum städtischen Leben dazu und die Auseinandersetzung darüber ist wesentlicher Teil der Selbstvergewisserung eines städtischen Gemeinwesens. Diese Auseinandersetzung kann aber nur konstruktiv sein, wenn sie argumentativ, auf der Basis eines ernsthaften Bemühens um ein Verständnis der anderen Positionen erfolgt. Wie gesagt: das bedeutet weder bedingungslose Tolerierung noch die Akzeptanz irrationaler Glaubenssätze (wer glaubt, der glaubt und diskutiert nicht) oder gar inhumaner Positionen. Das sollte selbstverständlich sein und für alle gelten im Umgang miteinander.

⁶⁵ Vgl. Steffen

Mau: Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten. Frankfurt/Main, New York 2007.

⁶⁶ Ausführlich dargelegt (zusammen

mit Irmgard Zerr) am Beispiel der Kosovo-Albaner in Kai Vöckler: Prishtina is Everywhere. Turbo-Urbanismus als Resultat einer Krise. Berlin 2008, S. 185–197.

⁶⁷ Hier verwendet: Richard Adams,

International Remittances and Migration. Worldbank, 2006.

Vgl. <http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/TOPICS/0,,contentMDK:21924020~pagePK:5105988~piPK:360975~theSitePK:214971,00.html>
(letzter Zugriff: 27.03.2015)

Die Besonderheit Offenbachs, die Qualität seines Stadtlebens liegt also in seiner Internationalität. Zuwanderung bedeutet nicht nur, dass Menschen aus anderen Nationen nach Offenbach kommen und sich hier integrieren, sondern auch, dass diese enge Beziehungen zu ihren Herkunftsländern pflegen und auf diese Weise neue soziale Interaktionen über die nationalen Grenzen hinweg ermöglichen, die sich eben auch in den Ankunftsländern und -städten als neue sozialräumliche Qualität ausbildet. Dieser als Transnationalismus bezeichnete Zusammenhang gründet in einer fortschreitenden gesellschaftlichen Denationalisierung, also der Ausweitung grenzüberschreitender wirtschaftlicher aber auch kultureller und sozialer Zusammenhänge.⁶⁵ Soziale Netzwerke sind nicht zwangsläufig territorial begrenzt, wie die Familiennetzwerke von Migranten und deren wechselseitiger Einfluss auf die Herkunfts- wie Zielländer bei der Migration von Familienmitgliedern zeigen.⁶⁶ So hat der enorme Einfluss des Geldtransfers von Migranten auf die Entwicklung in ihren Heimatländern die Weltbank 2002 veranlasst eine eigene Forschungsgruppe einzurichten, die seitdem zahlreiche Studien zum Zusammenhang von Migration und Rücküberweisungen (»Remittances«) veröffentlicht hat.⁶⁷ Mit Rücküberweisung ist generell eine Geldüberweisung gemeint, die von Migranten in ihr Herkunftsland transferiert wird. Dies umfasst aber nicht nur die finanzielle Unterstützung der in der Heimat verbliebenen Familienhaushalte, sondern auch investive Transaktionen, die gewinnorientiert sind. Alle Untersuchungen belegen den signifikanten Vermögensanstieg der Migrantenhaushalte in den Herkunftsländern gegenüber den Nichtmigrantenhaushalten. Migration und die damit verbundenen ökonomischen, politischen und sozialen Einflüsse auf die Herkunftsländer verknüpfen

⁶⁸ Über den volkswirtschaftlichen Nutzen der Arbeitskräftemigration für das Herkunftsland gehen die Meinungen weit auseinander, als Nachteil wird insbesondere der »Brain Drain« kritisiert. Vgl. dazu Paul Collier: Exodus. Warum wir Einwanderung neu regeln müssen (engl. 2013). München 2014.

⁶⁹ Vgl. Held: Territorium und Großstadt, a. a. O.

⁷⁰ Der Kosovo zeigt dies deutlich: Dort findet seit 1999 ein Prozess der Nationalisierung (Eingrenzung eines Territoriums und der Versuch der Definition eines dazugehörigen Staatsvolks als Teil der Staatengemeinschaft) und gleichzeitig der Denationalisierung statt (große Teile des Staatsvolks befinden sich außerhalb des Staatsgebietes, die Intensität grenzüberschreitender ökonomischer und sozialer Austauschprozesse ist so hoch, dass der Kosovo faktisch Teil der westeuropäischen Länder wie Deutschland und der Schweiz ist). Vgl. Vöckler, Prishtina is Everywhere, a. a. O.

diese mit den Aufnahmeländern immer stärker.⁶⁸ Es geht hier nicht einfach nur um Finanzströme sondern auch um soziale Beziehungen (Familiennetzwerke) und Verflechtungen (der Gesellschaft des Aufnahmelandes mit den Migranten und durch diese mit der Gesellschaft des Herkunftslandes). Hier ist zwischen der staatlichen und der städtischen Ebene zu differenzieren, denn beide haben in diesem Gefüge unterschiedliche Aufgabenfelder. Der Nationalstaat gründet auf dem Prinzip der Ausschließung, beziehungsweise der Selbstabschließung in der Zusammenfügung von territorialer Herrschaft und der Eingrenzung eines Staatsvolks, was es ihm möglich macht, ökonomische und politische Strukturen in einem relativ großen Raum zu kombinieren und allgemeine Standards durchzusetzen; die Stadt dagegen basiert auf dem Prinzip der Einschließung, der Verdichtung ökonomischer Transaktionen und sozialer Interaktion in einem relativ offenen Rahmen, wie Gerd Held gezeigt hat.⁶⁹ Beide Mechanismen ergänzen sich, sind aber genauer auf ihre Wirkweise hin zu untersuchen.⁷⁰ Nicht nur die in die Städte hinein gewanderten Migranten transnationalisieren diese, von diesen Städten gehen zahlreiche Verbindungen über die nationalen Grenzen hinaus, die sich direkt in der Stadtentwicklung in den Herkunftsländern ablesen lassen. Über die Migration und die Rückflüsse an Geld und Wissen teilen sich die Städte der Herkunftsländer mit den westeuropäischen Ankunftsstädten den gleichen, aber in sich fragmentierten Raum.

Umgekehrt verdichten sich in Offenbach die Netzwerke der aus über 150 Nationen stammenden Migranten – jede der zugewanderten Volksgruppen prägt ja nur einen Teil dieses neu entstandenen Raums, der sich nicht mehr eindeutig zuordnen lässt. In der Stadt bildet sich ein »Socioscape« (Martin Albrow), eine globalisierte Sozillandschaft aus Kontaktnetzen und Interaktionsstrukturen der unterschiedlichen Gemeinschaften, die einen gemeinsamen Lebensraum teilen und sich gegenseitig

⁷¹ Vgl. Martin Albrow: Travelling

Beyond Local Cultures. Socioscapes in a Global City. In: John Eade (Hg.) Living the Global City. London 1997, S.37–55. Ders.: Auf dem Weg zu einer globalen Gesellschaft? In: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/Main, 1998, S. 411–434.

in ihren Lebensweisen beeinflussen.⁷¹ Und die in Interaktion mit der Gemeinschaft der Herkunftsdeutschen stehen – die lokale Kultur wird in Offenbach eben nicht nur durch die »Ur-Offebächer« geprägt. Das macht den Reichtum Offenbachs aus: die Vielzahl der Interaktionen, die das Ferne mit dem Nahen verbinden, die sich in der Stadt lokalisieren und diese transformieren, sie zu einem faszinierenden Raum für Entdeckungen »anderer« Lebensweisen im Austausch miteinander und der deutschen Gesellschaft machen. So nimmt es nicht Wunder, wenn man auf ein ausgezeichnetes Restaurant mit österreichischer Küche trifft, das von einem Ägypter betrieben wird, dessen muslimischer Glaube ihm den Ausschank von Alkohol verbietet, der aber – was wäre österreichische Küche ohne Wein und Bier – seinen Gästen selbstverständlich das Mitbringen des notwendigen Alkohols zugesteht. Ob polnische Kneipen, afrikanische Schönheitssalons, Shisha-Bars, Äppelwoi-Stuben, Gospelkirchen, Kickers-Fanclub, deutschtürkischer Sportverein, schachspielende Osteuropäer – alles findet sich hier. Willkommen in der Ankunftsstadt Offenbach.

III.

DIE STADT DER KREATIVEN

(»CREATIVE CITY«)

—

—————

—————

KREATIVITÄT ALS ÖKONOMISCHE

ENTWICKLUNGSRESSOURCE

⁷² Der Begriff der Kreativität zeichnet sich durch hohe Definitionsvielfalt aus. Im Zusammenhang mit der Diskussion um seine Bedeutung für wirtschaftliche Prozesse ist zu beobachten, dass er ab den 1990er Jahren zunehmend den Begriff der Innovation ersetzt hat.

⁷³ Vgl. Peter Noller, Klaus Ronneberger: Die neue Dienstleistungsstadt – Berufsmilieus in Frankfurt am Main. Frankfurt/Main, New York 1995. Es wurden 117 Dienstleistungsangestellte aus den Bereichen EDV, Werbung und Banken befragt mit dem Fokus auf die Einstellungen, Freizeit- und Wohnansprüche.

Für die wirtschaftliche Entwicklung der Städte und Regionen gelten seit den 1990er Jahren Wissen und Kreativität als bedeutende Produktivkräfte, um die städtischen Ökonomien zu revitalisieren.⁷⁴ Bereits sehr früh haben die Stadtforscher Peter Noller und Klaus Ronneberger die Globalisierungseffekte auf die räumliche Struktur der Region Rhein-Main (mit Fokus auf Frankfurt) untersucht und gezeigt, dass die »Headquarter-Ökonomie« der »Global Cities« hochwertiger Dienstleistungen durch Spezialisten und Experten bedarf, was das Spektrum von Forschung und Entwicklung über Beratung, Kommunikation bis hin zum Design betrifft.⁷⁵ Dies hat Auswirkungen auf die räumliche Struktur, denn die urbane Elite erhöht mit ihren spezifischen Konsum- und Lebensgewohnheiten die Nachfrage nach einem attraktiven urbanen Umfeld, nach anspruchsvollen Kultur- und Freizeitangeboten. Damit rücken auch die lokalen Akteure in den Blick, denn es bedarf der »Innovationsmilieus«, die Globalität vor Ort nicht nur ökonomisch sondern auch

⁷⁴ Vgl. Peter Noller, Klaus Ronneberger: Globalisierung und städtische Professionelle. Zum Kosmopolitismus der neuen Dienstleistungsklasse. In: Berliner Journal für Soziologie, Nr. 2, 1996, S. 211–226.

⁷⁵ Vgl. Peter Noller: Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raumes. Opladen 1999, S. 119–121, 136.

⁷⁶ Vgl. Klaus Ronneberger: Die kreative Stadt. In: *dérive*, Nr. 44, 2011, S. 37–45. Vgl. zur Wissensstadt allgemein Ulf Matthiesen, Gerhard Manken (Hg.): *Das Wissen der Städte. Neue stadregionale Entwicklungsdynamiken im Kontext von Wissen, Milieus und Governance*. Wiesbaden 2009.

⁷⁷ Vgl. Stefan Krätke: *Medienstadt. Urbane Cluster und globale Zentren der Kulturproduktion*. Opladen 2002, S. 35.

kulturell herstellen, eben die entsprechenden neuen Standortqualitäten schaffen.⁷⁴ Mit ihrer herausragenden Funktion bei der Strukturierung der kulturellen Konsumtion haben die »Urban Professionals« mit ihren spezifischen Konsumbedürfnissen und Freizeitaktivitäten einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung städtischer Räume, auch wenn diese Ansprüche an den Raum durchaus unterschiedlich sind, was die verschiedenen Berufsgruppen angeht. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass hier schon die Bedeutung der »weichen« Standortfaktoren und dem städtischen Raum als Ort der Konsumtion in den Blick rückt. Das verweist auch auf die besondere Rolle der Kulturproduzenten, von Architekten, Designern aber auch Werbe- und Marketingexperten, die maßgeblich an der Formung eines entsprechenden Images, eines Stadtbilds beteiligt sind, welches diesen Ansprüchen gerecht wird.⁷⁵ Was hier als besonderer Effekt globalisierungsökonomischer Umstrukturierung erfasst wird, deckt sich mit der allgemeinen ökonomischen Restrukturierung hin zur sogenannten »postindustriellen« Gesellschaft mit ihrem dominierenden Dienstleistungsbereich, der neue Leitbilder der Stadtentwicklung hervorgebracht hat: die »Kreative Stadt« und die »Wissensstadt«.⁷⁶ Der Fokus in der Standortkonkurrenz liegt auf der Mobilisierung kultureller Ressourcen, um die neuen Standortqualitäten zu schaffen, die den Raumansprüchen von wissens- und designintensiven Produktionszweigen entspricht.⁷⁷ Dass die »Wissensstadt« ebenso wie die »Kreative Stadt« auf die Serviceleistungen der Beschäftigten im Niedriglohnsektor angewiesen ist (und daher auch diese anzieht), wird stillschweigend vorausgesetzt. Deren Raumansprüche spielen keine Rolle.

Die urbane Kultur wird in der Konzeption der »Kreativen Stadt« als Generator für den wirtschaftlichen Aufschwung begriffen. Die Idee, mithilfe von Kultur Standort- und Stadtentwicklung zu betreiben, ist nicht neu. Im Zusammenhang mit der Bewerbung Glasgows zur europäischen Kulturhauptstadt in den 1980er

⁷⁸ Vgl. Charles Landry: *The Creative City. A Toolkit for Urban Innovators*. London 2000. Vgl. auch ders.: *Wie eine Kreativitätsplanung umgesetzt werden kann*. In: Heike Liebmann, Tobias Robischon (Hg.): *Städtische Kreativität – Potenzial für den Stadtbau*. Erkner, Darmstadt 2003, S. 39–50.

⁷⁹ Ich übernehme hier die Argumentation von Klaus Ronneberger aus seinem Vortrag »Die Kreativen und die Stadt« auf der Konferenz »Die kreative Stadt – Marketingzauber oder Entwicklungsressource?«, HfG Offenbach, 3. Februar 2012. Zu Landrys Bestimmung des Interkulturalismus vgl. Phil Wood, Charles Landry: *The Intercultural City. Planning for Diversity Advantage*, London, Sterling 2008.

⁸⁰ Vgl. Richard Florida: *The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*, New York 2002.

⁸¹ Vgl. ebd., S. 249. Vgl. dazu Ronneberger, *Die kreative Stadt*, a. a. O., S. 41–43. Floridas Definition einer »Kreativen Klasse« schließt implizit aus, dass Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen kreativ (und auch wirtschaftlich erfolgreich) sein könnten.

Jahren wurde von Charles Landry der Begriff »Creative City« erfunden und die kreative Stadtentwicklung propagiert: Die Ansiedlung von Kulturproduzenten in heruntergekommenen Stadtvierteln und brachgefallenen Industriearealen sollte eine Aufwertung der Stadträume einleiten. Hier lag der Fokus auf Industriestandorten, deren wirtschaftlicher Niedergang durch kulturgestützte Revitalisierung begegnet werden sollte.⁷⁸ Nach Landry erzeugt aber eine konsequente Ausschöpfung der kulturellen Ressourcen ökonomische Prosperitätseffekte und steigert zugleich die urbane Lebensqualität. Dabei plädiert er für einen »Interkulturalismus« in Abgrenzung zum Multikulturalismus, da er in der Vermischung von Kulturen eine Bereicherung des Stadtlebens sieht. Mit Ronneberger lässt sich dies als eine marktförmige Variante des Multikulturalismus interpretieren, der auf das hohe Integrationspotenzial des Kulturbegriffs verweist und dessen Fähigkeit, soziale Unterschiede in differenzielle Konsum- und Lebensstile umzudeuten.⁷⁹

Dieser Ansatz erfuhr eine außerordentliche Popularisierung durch den 2002 veröffentlichten wissenschaftlichen Bestseller »The Rise of the Creative Class« des Regionalforschers Richard Florida.⁸⁰ Seine Kernthese ist hinlänglich bekannt: kreative wissensbasierte Industrien sind der Schlüssel für wirtschaftliche Prosperität; die »Kreative Klasse« sucht sich die Standorte, die ihren Präferenzen entspricht und entsprechend haben Städte in der nationalen und internationalen Konkurrenz die laut Florida wichtigen »weichen« Standortfaktoren zu schaffen, damit die »Kreativen« sich wohl fühlen und wirtschaftlich verwertbare Innovationen schaffen. Der ökonomische Erfolg wird laut Florida durch die Kombination von Technologie (Hochtechnologie- und Wissensbranchen), Talent (Hochschulabsolventen) und Toleranz gegenüber anderen Ethnien und nonkonformen Lebensweisen erst möglich.⁸¹ Diese These wurde bereits von Wissenschaftlern aus unterschiedlicher disziplinärer Sicht stark kritisiert,

⁸² Zur Kritik an Florida beispielsweise Jamie Peck: *Struggling with the Creative Class*. In: *International Journal of Urban and Regional Research*, Nr. 29.4, 2005, S. 740–770.

⁸³ Hélène Martin-Brelot, Michel Grossetti, Denis Eckert, Olga Gritsai, Zoltán Kovács: *Not So Mobile ›Creative Class‹: A European Perspective*. *GaWC Research Bulletin* 306, 2009. <https://www.lboro.ac.uk/gawc/rb/rb306.html#ft0> (letzter Zugriff: 11.09.2014).

trotz alledem ist das Konzept weiterhin ausgesprochen wirkmächtig: in Deutschland löste es lokal wie national eine Welle von Kreativwirtschaftsinitiativen aus, die Europäische Union hat ein eigenes Förderprogramm eingerichtet und die UNESCO gründete 2004 ein weltweites Netzwerk der Creative Cities. Eine erstaunliche Wirkung für eine regionalökonomische Untersuchung, die sich ausschließlich auf den US-amerikanischen Kontext bezieht.⁸² Die sogenannte »Kreative Klasse« umfasst bei Florida alles von Wissenschaftlern bis Künstlern, von Universitätsprofessoren bis Ingenieuren, was etwa ein Drittel der Beschäftigten in den USA ausmacht – das entspricht weitgehend allen US-amerikanischen Hochschulabsolventen. Und diese »Kreative Klasse« sucht nach Florida eine bestimmte urbane Kultur, die durch Offenheit, Vielfältigkeit und kulturelle Kreativität ausgezeichnet ist. Entsprechend hochmobil ist sie und sucht die Städte, die die attraktivsten Lebensbedingungen bieten. Das ist auf den europäischen Kontext nicht übertragbar, wie eine Studie der Universitäten Amsterdam und Toulouse in elf europäischen Städten gezeigt hat. In Europa ist die »Kreative Klasse« der Wissens- und Kulturarbeiter ausgesprochen sesshaft. Nahezu jeder Zweite lebt und arbeitet in der Stadt, in der er geboren ist – erweitert man den Stadtbegriff auf die Metropolregion, ist es sogar mehr als die Hälfte. Grenzüberschreitende Mobilität existiert kaum. Am auffälligsten ist die Bereitschaft, sich am ehemaligen Studienort (der bei knapp der Hälfte der Befragten Hochschulabsolventen auch der Geburtsort ist) beruflich niederzulassen, dies betrifft über zwei Drittel (73,5 Prozent) der Befragten.⁸³ Diese Zahlen stellen die von Florida vertretene These über die sensible, kulturorientierte Mobilität der sogenannten »Kreativen Klasse« hin zu Städten, die Toleranz, Talent und Technologie zu bieten haben, grundsätzlich in Frage. Und die Befragung ergab auch noch andere interessante Ergebnisse: Die weichen Standortfaktoren wie Toleranz und kulturelle Vielfalt waren nur für einen kleinen Teil der Befragten wichtig,

⁸⁴ Das deckt sich mit den Erkenntnissen, die Heiner Blum und ich aus Befragungen von in Offenbach wohnenden und arbeitenden Kreativen / HfG Alumni gewonnen haben. Die hohe Bindungskraft der Hochschule für Gestaltung mit 14% der Unternehmensgründungen in Offenbach ist belegt (Gutachten zur Kreativwirtschaft in Offenbach, Uni Trier, Ulrike Sailer et al. 2007), hinzu kommen weitere 41% von Unternehmensgründungen der Hochschulabsolventen aus der Region Rhein-Main.

die größte Gruppe verweist auf den Arbeitsplatz, gefolgt von der Einschätzung, dass die persönlichen Bindungen an die Stadt, in der man geboren ist oder in der man studiert hat, am wichtigsten sind. Entsprechend groß ist auch die Bedeutung von Hochschulen bei der Bindung von Hochqualifizierten an die Stadt. Allerdings werden die »weichen« Faktoren umso wichtiger, wenn es um die Bindung an den konkreten Ort (Stadtquartier) geht, dort wo man wohnt und arbeitet.⁸⁴ Dies bestätigt auch die Erkenntnisse von Noller und Ronneberger über die zentrale Bedeutung der lokalen urbanen Eliten – die zu einem großen Teil dort aufgewachsen sind und entsprechende biografische Bindungen haben – bei der Vermittlung zwischen der globalökonomischen und lokalkulturellen Ebene und ihren Einfluss auf die Umstrukturierung der städtischen Räume.

⁸⁵ Vgl. Ulrike Sailer, Christian Fischer, Dominik Papenheim, Anja Matatko: Kreativwirtschaft in Offenbach. Gutachten im Auftrag der Stadt Offenbach, 2007. https://www.offenbach.de/medien/bindata/of/Wirtschaft_/dir-15/Gutachten-Kreativwirtschaft-Offenbach.pdf (letzter Zugriff: 16.03.2010)

⁸⁶ Das entspricht auch den Erkenntnissen von Noller und Ronneberger. Vgl. Noller, Ronneberger, Globalisierung und städtische Professionelle, a. a. O., S. 247–248. Die Autoren stellen eine Verschärfung der schichtenspezifischen Abgrenzungs- und Distinktionsprozesse fest.

Auch die Stadt Offenbach hat die Potenziale der lokalen Kreativwirtschaft untersuchen lassen. Ein 2007 veröffentlichtes Gutachten der Universität Trier zur Kreativwirtschaft in Offenbach hat vor allem die »harten« Standortqualitäten wie die raumstrukturell günstige Lage im Rhein-Main-Gebiet mit einer sehr guten Anbindung an den Flughafen, den Hauptbahnhof Frankfurt und das Autobahnnetz sowie die günstigen Gewerbemieten als entscheidend für die Unternehmensansiedlung und -gründung identifiziert.⁸⁵ Als positive Imageträger wurden die überregional bekannten Kultur- und Kreativorte wie der Techno-House-Club Robert Johnson (der seit Jahrzehnten als einer der besten Technoclubs weltweit gelistet wird), das regional bekannte Kulturzentrum Hafen 2 oder das Gewerbezentrum Heyne Fabrik (mit teilweise überregional operierenden Agenturen als Mietern) genannt. Eine besondere Rolle als Imageträger für die Stadt nimmt zudem für die Gutachter die international angesehene Hochschule für Gestaltung ein. Interessanterweise wurden bei 169 Befragten als wesentliches Problem der Stadt ihr »Image« neben der »Bevölkerungsstruktur (soziale Probleme)« identifiziert. Dass die Bevölkerungsstruktur als problematisch eingestuft wird, ist bemerkenswert, weil es der These Floridas von der besonderen Toleranz der Kreativen widerspricht.⁸⁶ Unklar bleibt, ob damit der hohe Ausländeranteil oder aber die soziale Lage (oder beides) gemeint war.

Es gab allerdings keine Analyse der räumlichen Entwicklungsdynamik mit dem Schwerpunkt kreative Milieus und kreative Orte in Beziehung zur sozialen Dynamik in der Stadt. Um mir ein Bild zu machen, habe ich 2011 aus unterschiedlichen Quellen Daten zu den sozialen als auch kreativen Indikatoren bezogen

⁸⁷ Die beiden Karten habe ich zusammen mit Nicolas Kremershof entwickelt, der als studentischer Mitarbeiter die grafische Gestaltung übernommen hat.

Harte Räume / Kreative Räume ⁸⁸

Harte Räume, Kreative Räume, Harte Räume / Kreative Räume

Eine für diese Publikation aufbereitete Version der Karten von 2011 befindet sich auf den folgenden Seiten. Die grafische Überarbeitung haben Nikolas Brückmann und Yuriy Matveev vorgenommen.

auf die Stadtbezirke kartiert.⁸⁷ Auch wenn Datensätze zusammengeführt wurden, die nur eingeschränkt vergleichbar sind (beispielsweise aus unterschiedlichen Zeiträumen), so ließ sich doch ein raumstruktureller Konflikt identifizieren. So wurden als »Harte Räume« das Nordend und die Innenstadt mit sehr hohen Anteilen von über 50 Prozent nichtdeutscher Bevölkerung, starken Wanderungsbewegungen (Zu- und Wegzügen von jährlich über 20 Prozent) und einem auch innerhalb Offenbachs sehr hohen Anteil von Menschen, die auf soziale Transferleistungen angewiesen – also arm – sind, identifiziert. Die Kartierung der »Kreativen Räume« in Offenbach zeigte eine besonders hohe Dichte von Kreativen im Westend und im Nordend. Hinzu kommen die Kultur- und Bildungsinstitutionen, die subkulturellen Aktionsräume und die gewerblichen Kreativzentren, die sich bis in die Innenstadt hinein – wesentlich zwischen Main und Bahnlinie – erstrecken. Eingespannt sind sie zwischen großen Konversionsflächen, von denen bisher nur das ehemalige Manroland-Gelände im Süden und der Hafen entwickelt werden, letzterer unter anderem mit dem zukünftigen Neubau der Hochschule für Gestaltung. Vor dem Hintergrund der deutlich artikulierten Abgrenzung der Kreativen zur der dort lebenden Bevölkerung, wie sie der Kreativwirtschaftsbericht festgehalten hat, ist das Offenbacher Nordend der neuralgische Punkt – hier prallen diese sehr unterschiedlichen Räume aufeinander: »Harte Räume / Kreative Räume«⁸⁸

Harte Räume (2011)

Offenbach hat den höchsten Anteil nichtdeutscher Bevölkerung – also Einwohner mit ausländischer Staatsbürgerschaft – in der Region. Im Nordend und in der Innenstadt Offenbachs ist dieser mit mehr als 50 Prozent besonders hoch. Dadurch werden auch die Wanderungsbewegungen verstärkt, die Zu- und Wegzüge, denn dieser Bevölkerungsteil verfügt häufig nur über eine begrenzte Aufenthaltsgenehmigung. Hinzu kommt hier ein hoher Anteil von Menschen, die auf soziale Transferleistungen angewiesen sind, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Nichtdeutsche Bevölkerung

(2011)



Hartz 4 Quote

(2009)



Bevölkerungswanderung

(Zu- und Wegzüge
und Ummeldung, 2008)

24%–28%



19%–23%



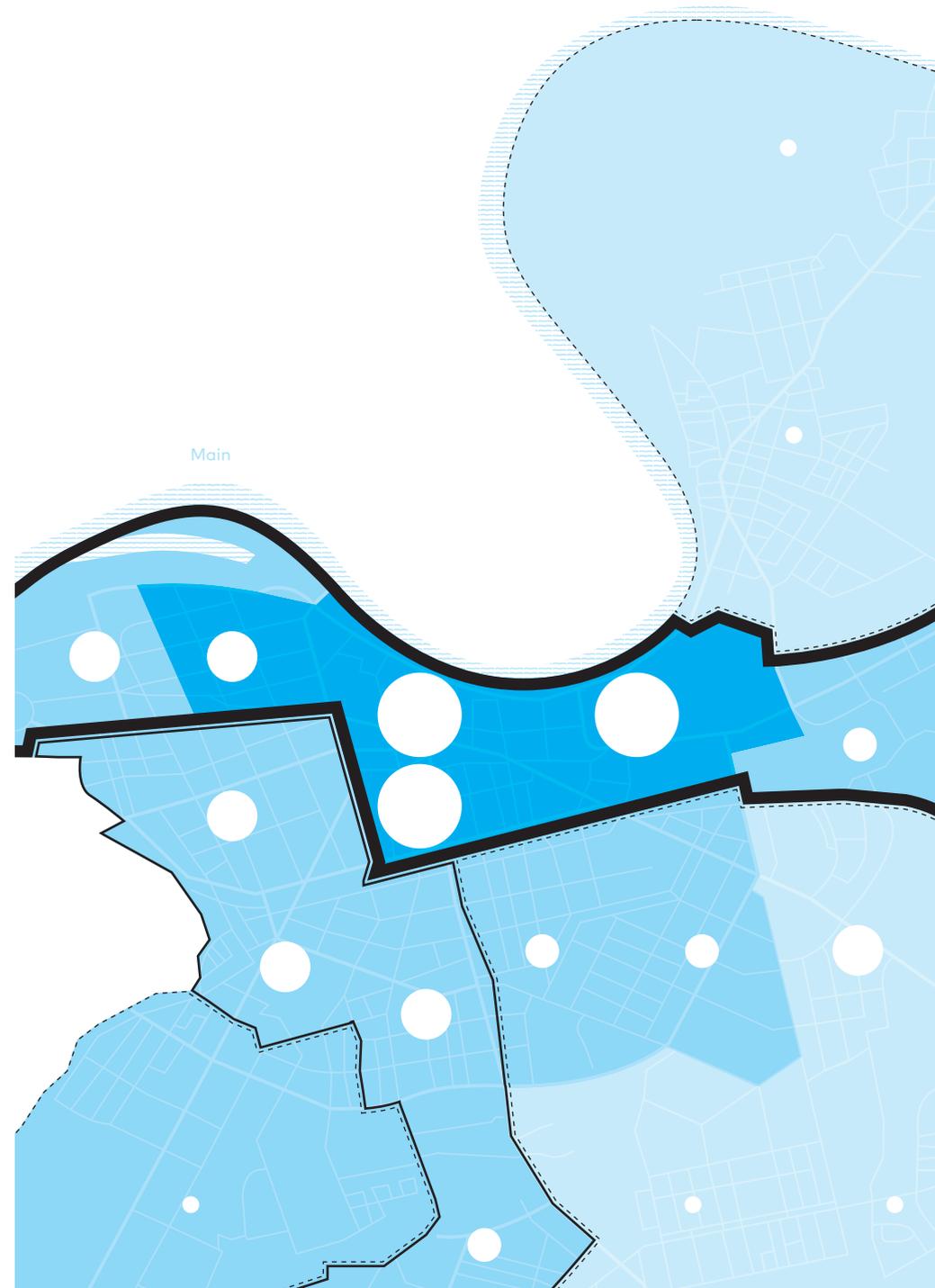
14%–18%



9%–13%



Quelle: Melderegister OF Bauaufsichtsamt; Melderegister OF/Statistik und Wahlen;
Sozialbericht 2009, www.offenbach.de



Kreative Räume (2011)

Die Kartierung der kreativen Räume in Offenbach zeigte eine besonders hohe Dichte von Kreativen im Westend und im Nordend. Hinzu kamen die Kultur- und Bildungsinstitutionen, die subkulturellen Aktionsräume und die gewerblichen Kreativzentren, die sich bis in die Innenstadt hinein – wesentlich zwischen Main und Bahnlinie – erstrecken. Eingespannt sind sie zwischen großen Konversionsflächen, von denen bisher das Manroland-Gelände und der Hafen entwickelt werden, unter anderem mit dem zukünftigen Neubau der HfG.

- Ⓐ Robert Johnson
- Ⓑ Heyne Fabrik
- Ⓒ Hafen 2
- Ⓓ Atelierhaus Bettina 71
- Ⓔ Ludwigstrasse 136
- Ⓕ Capitol
- Ⓖ Klingspor Museum
- Ⓗ Gründercampus Ostpol & hFMA
- Ⓘ Kleines Gässchen 13
- Ⓛ Orth für aktuelle Kunst
- Ⓚ Deutsches Ledermuseum
- Ⓛ HfG Geleitstrasse 103
- Ⓜ Ludwigstrasse 12
- Ⓝ HfG Ateliers
- Ⓟ Achtzehn 52
- Ⓠ Hassia Fabrik
- Ⓡ Am alten Schlachthof
- Ⓢ Kunst Raum Mato
- Ⓣ Fichtestrasse 15
- Ⓤ Fredenhagen



Quelle: Gutachten Kreativwirtschaft in Offenbach, Universität Trier 2007;
Forum Kreativwirtschaft (Respekt 6/2010) & Kunstansichten (Katalog 2009)

Harte Räume / Kreative Räume

Wenn man die beiden Kartierungen von 2011 übereinanderlegt, wird deutlich, dass die Welt der Kreativen und die Welt der Serviceproletarier im Offenbacher Nordend unmittelbar aufeinander stoßen.



Quelle: Melderegister OF Bauaufsichtsamt; Melderegister OF/Statistik und Wahlen; Sozialbericht 2009, www.offenbach.de; Gutachten Kreativwirtschaft in Offenbach, Universität Trier 2007

⁸⁹ Vgl. dazu ausführlich Heiner Blum, Kai Vöckler: transform Offenbach. In: Sally Below, Reiner Schmidt (Hg.): Auf dem Weg zur Stadt als Campus, Berlin 2015, S. 190–199.

⁹⁰ Vgl. Constanze Klotz: Vom Versuch, Kreativität in der Stadt zu planen. Die Internationale Bauausstellung IBA Hamburg, Bielefeld 2014.

⁹¹ Ein erfolgreiches Projekt war in diesem Zusammenhang die temporäre Bereitstellung eines Geländes im Entwicklungsgebiet des Hafens Offenbach für das »Urban Gardening« durch die Offenbacher Projektentwicklungsgesellschaft, das eine hohe Akzeptanz erfuhr und von Menschen aus allen sozialen Schichten angenommen wurde, sowohl aus der unmittelbaren Nachbarschaft wie auch aus weiter entfernten, bessergestellten Vierteln. Die Gretchenfrage ist, wie sich diese Projekte verstetigen lassen, um dauerhaft zur Lebensqualität vor Ort beitragen zu können und weiterhin den sozialen Austausch zu ermöglichen. Die Schwierigkeiten, dem auch nur als Zwischen-nutzung geplanten Kulturzentrum Hafen 2 eine dauerhaften Bleibe zu verschaffen, haben dies gezeigt. Dies wird in Planungsprozessen zukünftig stärker zu berücksichtigen sein.

Im Spannungsfeld von der Förderung kreativer und wirtschaftlicher Potenziale einerseits und der sozialräumlichen Verankerung andererseits bewegen sich Planer, Architekten, Designer und Künstler, die sich (wie ich seit 2010 in Offenbach) mit der Entwicklung kreativer Räume im urbanen Kontext beschäftigen.⁸⁹ Dabei sollte es weniger um die einseitige Erschließung von als problematisch eingestufte Stadträume für die »Kreative Klasse« als vielmehr um einen erweiterten Ansatz integrierter Stadtentwicklung gehen, der in der Gestaltung der sozialräumlichen Bedingungen auch andere Akteure mit einbezieht. Entsprechend sollte Kreativität nicht auf unmittelbar wirtschaftlich instrumentalisierbare Kompetenzen reduziert werden, sondern eher als das Vermögen verstanden werden, seine eigenen Lebensverhältnisse kreativ zu gestalten. Insbesondere das Offenbacher Nordend wird zukünftig zu einem wichtigen Experimentierfeld, wo sich zeigen kann, inwieweit eine strategisch ausgerichtete Planung die kreative Gestaltung von Lebensverhältnissen ermöglichen kann.⁹⁰ Nicht alles ist planbar und steuerbar, aber die sozialräumliche Verankerung und der Austausch auf Augenhöhe mit Bewohnerinnen und Bewohnern, die Einbeziehung der Kreativität von Akteuren, die ihr eigenes Umfeld mitgestalten wollen, und die Entwicklung von Freiräumen und Experimentierfeldern dafür, wird weiterhin eine wichtige Frage sein.⁹¹ Das unterscheidet sich von einem nur an Wohlstandsgewinnen orientierendem Kreativitätsverständnis. Und es wird sich zeigen, wie sich die Hochschule für Gestaltung mit ihrem neuen Campus an der Schnittstelle von Nordend und dem Entwicklungsgebiet Hafen Offenbach dazu positioniert. Allerdings ist dabei auch zu sehen, dass insgesamt eine Veränderung der sozialen Struktur (durch den Zuzug von »Kreativen« und anderen hochqualifizierten und entsprechend zumeist auch einkommensstarken Schichten) innerhalb des Offenbacher Nordends zu begrüßen ist, denn bisher fand hier eher eine soziale Homogenisierung nach unten statt, einkommensstärkere Bewohner zogen weg und die

⁹² Hier setzt auch der Masterplan Offenbach an. Schwerpunkt des Masterplans ist die Ansiedlung von Unternehmen und der Zuzug einkommensstarker Bevölkerungsgruppen. In Kooperation von Stadt Offenbach und dem Verein Offenbach offensiv e. V., in dem ich als Gründungs- und Vorstandsmitglied die HfG vertrete, wurde das Masterplanverfahren durchgeführt. Unter Beteiligung der Stadtgesellschaft wurde der Masterplan vom Büro Albert Speer & Partner (Frankfurt) ausgearbeitet und Ende 2015 der Öffentlichkeit vorgestellt (www.masterplan-offenbach.de). Im Februar 2016 haben auch die Stadtverordneten das Handlungskonzept zum Masterplan Offenbach mit breiter Mehrheit beschlossen.

⁹³ Diesen noch ausstehenden Aufwertungsprozess als »Gentrifizierung« zu bezeichnen, ist ebenso unsinnig wie sein Gegenstück, die beschriebene Abwertung, als »Ghettoisierung« zu skandalisieren. Gentrifizierung in seiner Bedeutung als Verdrängung (!) älterer und einkommensniedriger Haushalte ist in Deutschland empirisch nicht belegt. Vgl. Andrej Holm: Gentrification. In: Frank Eckardt (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden 2012, S. 661–687; insbes. S. 675. Was stattfinden kann, ist eine langfristige »Schließung« eines Stadtviertels für einkommensschwache Bevölkerungsgruppen, die die steigenden Mietpreise bei Neuvermietungen nicht mehr zahlen können und daher an andere Wohnstandorte mit günstigen Mieten ausweichen müssen. Dass einkommensschwache Haushalte auch bezahlbaren Wohnraum benötigen, steht außer Frage. Dass der Wohnungsmarkt insbesondere in wachsenden Metropolregionen diesen nicht mehr bereitstellt, hat sich in den letzten Jahren deutlich gezeigt. Entsprechend ist der soziale Wohnungsbau als staatliche Fördermaßnahme wieder stärker gefordert. In welcher Intensität Aufwertungs- und damit Verteuerungsprozesse wirksam werden, ist davon abhängig, wie der lokale Bodenmarkt reguliert ist, welche Regularien (Bebauungs- und Nutzungsvorschriften) existieren und auch wie die Kommune mit ihren städtischen Wohnungsbaugesellschaften über den sozialen Wohnungsbau in den Wohnungsmarkt eingreift. Vgl. Pascal Jurt: »Es geht um ein urbanes Rauschen.« Sind Künstler Agenten der Gentrifizierung? Ein Gespräch mit dem Soziologen Klaus Ronneberger über die Theorie der creative class und die Proteste im Hamburger Gängeviertel. Jungle World, Nr. 41, 2010. <http://www.jungle-world.com/artikel/2010/41/41881.html> (letzter Zugriff: 11.09.2014).

ärmeren Teile der Einwohnerschaft blieben zusehends unter sich. Mit den damit verbundenen Effekten einer sozialräumlichen Abwertung: Hauseigentümer investierten nicht mehr in ihre Häuser, bessergestellte Familien machten einen Bogen um das Viertel. Das Nordend galt aufgrund der räumlichen Konzentration von migrantischer Bevölkerung und Sozialtransferempfängern als schlechte Adresse (sogenanntes »Ausländerghetto«). Hier eine »soziale Balance« zu erreichen, ist erklärtes Ziel der Kommune. Das bedeutet aber auch, das Stadtviertel für einkommensstärkere Schichten wieder attraktiver zu machen.⁹² Mit der Entwicklung des an das Nordend grenzenden Hafenviertels (auf dem Gelände des ehemaligen Industriefahrs) wurde damit ein erster Schritt getan, ob sich dadurch Effekte auf das Nordend mit einer positiv zu sehenden stärkeren sozialen Durchmischung ergibt, wird sich erst noch zeigen müssen.⁹³



OF loves U ⁹⁶

OF loves U, 2010

Aufbauend auf die von Studierenden 2010 im Auftrag der Stadt Offenbach entwickelte Facebookseite »like Offenbach« ^A (Loimi Brautmann, Marina Kampka und Nicolas Kremershof, betreut von Stefan Landrock) und den alternativen »OF loves U«-Stadttouren ^B (Loimi Brautmann, betreut von Heiner Blum) wurde 2012 die Webplattform www.oflovesu.com ^C (betreut von Heiner Blum und mir in Zusammenarbeit mit Eike König) an der HfG entwickelt, sie kommuniziert das vermeintliche Negativimage der Stadt als Stadt der Migranten positiv. Die Gestaltung der Webplattform war die Diplomarbeit von Nicolas Kremershof. Die Weiterentwicklung erfolgte durch Urban Media Project (Loimi Brautmann, Nicolas Kremershof, Oliver Kremershof) in Zusammenarbeit mit Heiner Blum und mir.

⁹⁶ Parallel dazu gab es zahlreiche weitere Ausstellungen, Aktionen und Veranstaltungen, wie beispielsweise die PechaKuchaNight im Rathaus Offenbach in Kooperation mit dem Deutschen Architekturmuseum Frankfurt, in der Kreative aus der ganzen Rhein-Main-Region ihre Projekte, Ideen und Visionen präsentierten. Die von Heiner Blum seit 2010 organisierte Vortragsreihe »Robert Johnson Theorie« im Techno-House-Club Robert Johnson lädt in lockerer Folge prominente fachkundige Gäste (Soundspezialisten, Musiker, Autoren, DJs) mit Vorträgen zum Thema Clubkultur, Produktion und Rezeption elektronischer Musik ein.

Fokussiert man die sich entfaltende Kreativwirtschaft in Offenbach vor dem Hintergrund der besonderen sozialen Dynamik in der Innenstadt und dem Nordend mit seinen hohen sozialen Belastungen, wird deutlich, dass es neben der Sozialstruktur insbesondere »weiche« Standortfaktoren wie das Negativimage (»Migrantenstadt«) sind, die eine positive wirtschaftliche Entwicklung der Stadt behindern. Insofern erschien es wichtig am Image der Stadt zu arbeiten und Offenbachs besondere Rolle in der Metropolregion Rhein-Main als internationale, weltoffene Stadt zu kommunizieren. Dazu entstand an der Hochschule für Gestaltung die Kommunikationsstrategie »OF loves U«⁹⁶. Aufbauend auf die von Studierenden im Auftrag der Stadt Offenbach entwickelten Facebookseite »like Offenbach« und den »OF loves U«-Stadttouren wurde die Webplattform »www.oflovesu.com« erstellt, an der viele Studierende der HfG beteiligt waren. »OF loves U« bietet einen freundschaftlichen Blick auf die Stadt und enthält für Menschen, die in Offenbach wohnen oder sich ansiedeln möchten, alle relevanten Informationen: Wer sind meine Nachbarn, wo kaufe ich ein, was mache ich am Wochenende und vieles mehr. Diese vielgenutzte Kommunikationsplattform – inklusive des »Raumfinders«, der Arbeitsräume und Wohnungen provisionsfrei vermittelt – wurde mit Informationen für junge Familien zur Kinderbetreuung und zu Schulangeboten weiter ausgebaut. Damit wurde das Image von Offenbach als Kreativstandort und Lebensraum gestärkt.⁹⁶ Entwickelt wurde die Plattform wesentlich durch Heiner Blum, die Studierenden Loimi Brautmann und Nicolas Kremershof und mich. Wichtig war uns, dass die Vielfalt, aber auch die Brüche kommuniziert wurden. Auch die Spannweite der Akteure, die in Interviews zu Wort kommen oder porträtiert wurden, sollte die heterogene Struktur der Stadtgesellschaft spiegeln – vom Architekten und Hochschullehrer im Rumpfenheimer Schloss über die deutsch-pakistanische Großfamilie im Nordend, den Trainer und Manager des Boxclubs Nordend



Offenbach is almost all right ⁹⁶

Offenbach is almost all right.

Deutscher Pavillon, Architekturbienale Venedig 2016

In der Ausstellung »Making Heimat. Germany, Arrival Country« im Deutschen Pavillon ^A auf der Architekturbienale in Venedig 2016 (kuratiert und ausgerichtet vom Deutschen Architekturmuseum Frankfurt, Direktor Peter Cachola Schmal und Oliver Elser mit Anna Scheuermann, beraten von Doug Saunders und mir) hatte Offenbach einen eigenen Auftritt unter dem Titel »Offenbach ist ganz okay« ^B und wurde einem internationalen Publikum als deutsche »Arrival City« präsentiert.

⁹⁷ Beispielsweise 2013 auf Einladung

von Peter Cachola Schmal auf dem Bundeskongress Nationale Stadtentwicklungspolitik in Mannheim.

(ein wichtiges und ausgezeichnetes Integrationsprojekt) bis zu den Betreibern des weltweit bekannten Techno-House-Clubs »Robert Johnson« (der sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Boxclub befindet).

Dass sich das vermeintliche Negativimage der Migrantenstadt als positives Alleinstellungsmerkmal sehen lässt, befanden auch die Kuratoren des deutschen Beitrags zur 15. Internationalen Architekturausstellung in Venedig 2016. Im Deutschen Pavillon wurde die Ausstellung »Making Heimat. Germany, Arrival Country«, die Deutschland als Einwanderungsland thematisierte, mit einem eigenen Raum zu Offenbach präsentiert. Unter dem Titel »Offenbach is almost all right ⁹⁶ (Offenbach ist ganz okay)« wurde Offenbach als die Stadt in Deutschland präsentiert, die auf herausragende Weise Migranten aus aller Welt aufnimmt und erfolgreich integriert. Mit der Ausstellung stellten die Kuratoren vom Deutschen Architekturmuseum Frankfurt Thesen und Beispiele aus deutschen »Arrival Cities« (Ankunftsstädten) zur Diskussion, die gemeinsam mit dem Wissenschaftsjournalisten Doug Saunders entwickelt wurden. Offenbachs große Bedeutung als Ankunftsstadt für die Metropolregion Rhein-Main und Deutschland wurde auf diese Weise einer internationalen Öffentlichkeit präsentiert. Als Doug Saunders' Buch zu den »Arrival Cities« 2011 erschien, war mir unmittelbar klar, dass sich hier in Offenbach weitgehend unbemerkt von der Fachöffentlichkeit ein herausragendes Beispiel seiner Thesen findet. Die Potenziale von Offenbach als Ankunftsstadt (und auch als kreative Stadt, das sei angemerkt) habe ich dann immer wieder in Vorträgen thematisiert.⁹⁷ Peter Cachola Schmal, der Direktor des Deutschen Architekturmuseum, der selbst längere Zeit in Offenbach lebte und ich waren uns einig, dass bei einer Ausstellung zu »Arrival Cities« in Deutschland Offenbach unbedingt präsentiert werden sollte. Für die Ausarbeitung des Offenbachbeitrags konnte dann auch an die »OF loves U«-

OFFENBACH –

»CREATIVE PEARL« DER WISSENSÖKONOMIE?

⁹⁸ Vgl. Willem van Winden: Spezifika »kleiner« Großstädte: Das Konzept »Knowledge Pearls« (2015). <http://www.luebeckerstadtdiskurs.de/doc/20150311-02-vWinden.-Vortrag.pdf> (letzter Zugriff: 23.02.2016). Ders.: Die Politur der »Wissensperlen«. Was sie rundum glänzen lässt. In: IBA Heidelberg/Michael Braum (Hg.): Die Wissensstadt von morgen – Reflexionen: IBA_Logbuch N"1. – Zürich 2017, S. 50–53. Vgl. dazu auch ebd. den Dialog zu Wissenschaftsorten und Wissensmilieus von Ulrike Gerhard, Ernst Hubeli und meiner Person, S. 56–59. Vgl. auch Willem van Winden, Luis de Carvalho, Erwin van Tuijl, Jeroen van Haaren, Leo van den Berg (Hg.): Creating Knowledge Locations in Cities: Innovation and Integration Challenges. London 2012.

Strategie angeknüpft und beispielsweise der HfG-Alumnus Loimi Brautmann vom Urban Media Project als »Location Scout« und als Fotografin die HfG-Alumna Jessica Schäfer gewonnen werden. Das große Interesse der internationalen wie nationalen Presse war geweckt: die New York Times, der Guardian, Metropol und andere kamen nach Offenbach und berichteten sehr positiv über diese kleine und etwas andere deutsche Großstadt.

Verlässt man die Binnenperspektive und schaut auf die wirtschaftlichen Prosperitätseffekte, die eine Hochschule auf ihren Standort haben kann, rückt die Hochschule für Gestaltung als Ausbildungsstätte hochqualifizierter Kreativer in den Blick. Die HfG hat zwar eine sehr positive Wirkung auf den Standort Offenbach, auf Grund ihrer regionalen wie internationalen Reputation, aber die wirtschaftlichen Effekte sind allein schon aus Gründen der Hochschulgröße begrenzt (rd. 600 Studierende), auch wenn sie in hohem Maße ihre Absolventen an den Standort bindet. Schaut man auf mögliche wirtschaftliche Entwicklungspotenziale, so geben die Untersuchungen des Wirtschaftswissenschaftlers Willem van Winden Hinweise, die sich – allerdings nur mit erheblichen Einschränkungen – auf den Hochschulstandort Offenbach übertragen lassen.⁹⁸ Trotzdem lohnt sich meiner Meinung nach das Gedankenspiel, diesen Ansatz als strategische Option zu verfolgen. Van Winden untersuchte berühmte Universitätsstädte in der Nähe oder als Teil von Metropolregionen (beispielsweise Leuven bei Brüssel; Leiden

99 Vgl. dazu auch: Hans Joachim Kujath, Sabine Zillmer {Hg.}: Räume der Wissensökonomie. Implikationen für das deutsche Städtesystem. Berlin, Münster 2010.

als Teil der holl. Randstadt mit Amsterdam und Rotterdam; Oxford und Cambridge bei London), die er als »Knowledge Pearls« bezeichnet. Diese »kleinen« Großstädte in Metropolregionen profitieren von der guten Verkehrsanbindung (Flughäfen, Hochgeschwindigkeitszüge) und der globalen Verknüpfung (international ausgerichteter Arbeitsmarkt, internationale Bevölkerung), haben eine starke Wissensbasis mit sehr starken Universitäten und eine sehr gute Wirtschaftsentwicklung. Das ist mit der Situation in Offenbach nur bedingt vergleichbar, schon aufgrund ihrer Größe und ihrer künstlerisch-gestalterischen Ausrichtung ist die HfG Offenbach kaum mit den genannten Universitäten vergleichbar, noch generiert der Hochschulstandort Offenbach bisher vergleichbare ökonomische Prosperitätseffekte. Van Winden betont die hohe Bedeutung der Universitäten als Motor einer wissensbasierten Ökonomie, als Quelle von Talenten und Träger von Innovationen als auch sozialer wie kultureller Dynamik.⁹⁹ Er verweist auf unterschiedliche Strategien, Unternehmen und universitäre Forschung räumlich zusammenzubringen, und betont dabei die Notwendigkeit, dass Stadt und Universität zusammenarbeiten. Eine besondere Bedeutung räumt er den »Living Labs« ein, Plattformen, auf denen Unternehmen, Hochschulen und andere Organisationen zusammenarbeiten. Die Offenbacher Hochschule für Gestaltung hat zwar eine Vielzahl von Forschungs Kooperationen mit Unternehmen, es haben sich aber daraus keine bekannten direkten Effekte hinsichtlich der Ansiedlung von Unternehmen ergeben. Mit dem neuen Campus des Hochschulneubaus und der Entwicklung des Hafens Offenbach zum Dienstleistungsstandort bieten sich jetzt Entwicklungspotenziale. Hierbei ist insbesondere zu berücksichtigen, dass auch Unternehmen, die nicht aus dem engeren Kreis der Kultur- und Kreativwirtschaft stammen, zunehmend auf Dienstleistungen aus dem Designbereich angewiesen sind (so bekommen beispielsweise vor dem Hintergrund der Digitalisierung der Unternehmen Interface Design, Information Design und Interaction Design eine zentrale Bedeutung).

Unter der Voraussetzung, dass die Zielsetzung die Bindung von Hochschulabsolventen an den Standort (Stadt Offenbach) ist, müssten daher deutlich die Zahl der in Offenbach wohnhaften Studierenden der anderen regionalen Hochschulen gesteigert werden, einerseits um diese nach dem Berufseinstieg weiter in Offenbach als Wohnort zu halten, andererseits um diese gegebenenfalls als Unternehmensgründer vom Standort Offenbach zu überzeugen, da die HfG auf Grund ihrer Größe mit der Bindung ihrer Alumni an den Standort Offenbach »nur« einen qualitativen Einfluss auf die Entwicklung der »Kreativwirtschaft« und die Unternehmensgründungen ausübt. Einschränkend ist festzuhalten, dass Hochschulabsolventen nicht durchgehend Unternehmensgründer sind (deren Anteil allerdings an Kunsthochschulen traditionell hoch ist), sondern mehrheitlich einen Arbeitsplatz suchen. Dementsprechend steht an den Hochschulen der Region die Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt im Vordergrund (wobei hier die Bezugsgröße weniger die jeweilige Stadt sondern die Region als Ganze ist). Zu unterscheiden ist auch, ob die Attraktivität des Wohnorts Offenbach und die Bindung an ihn intensiviert werden soll mit den positiven Aufwertungseffekten, die durch eine hohe Anzahl von Studierenden und ihrem Verbleib nach Ende des Studiums in sozial schwachen Stadtvierteln (Innenstadt/Nordend) entstehen (langfristig stärkere soziale Durchmischung) oder ob es um die Ansiedlung von Unternehmen geht. Bei letzteren sind die Raumannsprüche genauer zu berücksichtigen: Inwieweit wird hier ein besonderes urbanes Milieu mit spezifischen räumlichen Qualitäten und Interaktionsmöglichkeiten gesucht, oder handelt es sich um ein Unternehmen, für das soziale Interaktionen, wissenschaftlicher Austausch und strategische Kooperationsbeziehungen zu Universitäten auch in nicht-urbanen Milieus (den »klassischen« Gründerzentren/-campi) gedeihen.¹⁰⁰ In beiden Fällen kann die HfG eine wichtige Funktion als Inkubator einnehmen.

¹⁰⁰ Vgl. Martina Heßler: Die Kreative Stadt.



Die Stadt ergänzen, 2013

Studierende der HfG Offenbach aktivierten im Sommer 2013 Leerstände in der Innenstadt Offenbachs mit einer Vielzahl unterschiedlicher Aktivitäten, zumeist in Interaktion mit den Bewohnern.

Die Stadt ergänzen ¹⁰¹

Ein solches Vorgehen steht aber auch in Konflikt mit dem Selbstverständnis der Kreativen selbst, insbesondere der Künstler. Die experimentell-subkulturelle Kreativszene fühlt sich hier missbraucht, denn gerade sie sucht gezielt nach sozialen wie materiellen Zwischenräumen: unregulierte, unbeachtete, institutionell nicht erfasste Frei- und Möglichkeitsräume. Das ist weit entfernt von den klassischen Gründercampi und von van Windens »Living Labs«. Allerdings führen auch die Raumnutzungen der Künstler oftmals zur Aufwertung (»Künstlerviertel«) und eben auch Verwertung von Stadträumen (als Standort- und Imagefaktor) mit den dazugehörigen Veränderungsprozessen, was die soziale Struktur und die Raumnutzungen angeht. Entscheidend unter ökonomischen Gesichtspunkten ist, sich von der Fokussierung auf die »Kreativwirtschaft« zu lösen und stärker die Verknüpfung des Hochschulstandorts Offenbach mit seiner spezifischen Profilierung (Kunst, Design) in einer regional verflochtenen Wissensökonomie zu sehen und strategisch zu intensivieren – dann könnte Offenbach sich tatsächlich zu einer »Creative Pearl« der Wissensökonomie entwickeln. Dass dabei mögliche Aufwertungsprozesse in den sozialen Raum der Stadt rückvermittelt werden müssen und ausgleichend im Sinne des Gemeinwohls wirken sollten, ist eine politische Frage, die dabei mitzudenken ist.

Zu berücksichtigen ist, dass es bei einer stadtteilbezogenen, dezentralen Strategie der Umfeldaufwertung besonderer kommunikativer Maßnahmen bedarf, sich nicht zuletzt auch die Frage nach der Interaktion mit den weniger Gebildeten und weniger Verdienenden stellt, also denen, die nicht den »Kreativen« zugerechnet werden. Das Lebensumfeld in Offenbach lässt sich auch in Interaktion mit den Anwohnern verbessern. So wurden gemeinsam mit Heiner Blum Lehrveranstaltungen durchgeführt, wie beispielsweise 2013 das Seminar »Die Stadt ergänzen«¹⁰¹. Die Studierenden waren aufgefordert, Leerstände in der Innen-

Straßenbar, 2014

Nach einer Idee von Viviane Niebling werden seit 2014 an wechselnden Orten in Offenbach Straßenbars aus Wegwerfgut temporär inszeniert, das Essen und Trinken kommt aus der Nachbarschaft. Ihren Namen entlehnen die Bars dem jeweiligen Straßennamen: Goethebar, Luisenbar ...

Straßenbar ¹⁰²



stadt von Offenbach mit ungewöhnlichen Konzepten zu aktivieren. Die leer stehende City Passage in der Fußgängerzone wurde zur »Intercity Passage«, neue Raumstrategien wurden erprobt: Möbel wurden aus Wegwerfgut live zusammgebaut, eine Hängemattenbar lud zum Verweilen ein, original zubereitetes Essen aus Indien und Mexiko wurde gemeinsam mit Migranten zubereitet und angeboten, mit Kindern und Jugendlichen wurden (in Zusammenarbeit mit der Jugendkunstschule) Fahnen gestaltet und in der Stadt positioniert. Es gab experimentelle Musikdarbietungen und neue Formen des Kleidertauschs und -kaufs konnten ebenso wie Designobjekte ausprobiert werden. Diese temporäre Aktivierung zielte auf eine Ergänzung und Verstetigung von Angeboten für Studierende und Kreative einerseits, aber auch für die Anwohner andererseits. Es wurde deutlich, dass in der Stadt Treffpunkte und Orte des Austauschs fehlen, die in der Folge weiterentwickelt werden sollten. Im Lehrgebiet Experimentelle Raumkonzepte von Heiner Blum starteten Studierende mit einem großen Netzwerk von Freunden und Förderern das Projekt »Straßenbar«¹⁰² (das Konzept stammt von der HfG-Studentin Viviane Niebling, die die Umsetzung auch koordiniert). Die temporären »Straßenbars« finden in den unterschiedlichsten Nachbarschaften statt und nennen sich nach den Straßen, in denen sie platziert werden: Luisenbar, Herrnbar, Ludwigbar ... Die mit einfachen Mitteln gebauten Bars (zumeist aus Wegwerfgut) wurden mit den Bewohnern des jeweiligen Viertels geplant und umgesetzt. Baumaterialien, Essen und Trinken kommen aus der Nachbarschaft. An unterschiedlichen Tagen entstehen so an verschiedenen Ecken der Stadt Bars, die nicht nur durch die Viertel, in denen sie stehen, ihren ganz eigenen Charakter bekommen, sondern auch durch wechselnde Helfer und Gäste zu etwas Einmaligem werden. Die Straßenbars fördern den kulturellen Austausch und die nachbarschaftliche Integration und Interaktion. Sie schaffen Orte, an denen jeder willkommen ist. Auch wenn es sich dabei nur um temporäre

¹⁰³ Dass dies nicht die einzigen Interaktionsräume in der Stadt sind, ist dabei mitzusehen. Die Stadt Offenbach fördert gezielt die Interaktion zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Vgl. Schulze-Böing, Interview, a. a. O., S. 253.

DIE KREATIVE STADT, ANDERS

¹⁰⁴ Vgl. Kai Vöckler, *Welt als Stadt*, a. a. O., S. 12–13.

und wenig spektakuläre Interventionen handelt, binden sie doch aktiv die Studierenden in die Stadtgesellschaft ein, schaffen Interaktionsräume, die für den Austausch auch über soziale Grenzen hinweg wichtig sind. Und die auf diese Weise das Gemeinwesen mitgestalten, auch wenn es nur ein kleiner Beitrag ist.¹⁰³

Nachdem Landry und Florida die Qualitäten des Städtischen als Quelle kreativer Produktivität beschrieben und die urbane Kultur als Ressource eines neuen, kreativen Kapitalismus definiert haben, stellt sich nun die Frage nach einem Verständnis von Kreativität, das sich nicht auf ökonomisch verwertbare Kompetenzen beschränkt. Dazu ist es hilfreich, sich des genuin Städtischen zu vergewissern, der Urbanität, die ja selbst das Resultat eines kreativen Prozesses ist – womit ein grundlegend anderes Verständnis von Kreativität aufgezeigt werden soll.

Die Stadt ist ein gesellschaftlich produzierter Raum, der permanent verändert wird durch Wünsche, Hoffnungen, Ängste und durch mit diesen verknüpfte Verhaltensweisen, durch Handlungen, die sich im Raum materialisieren.¹⁰⁴ Er ist organisiert und wird immer wieder neu verhandelt durch Pläne, Verordnungen, unausgesprochene Regeln, Verbote und deren Überschreitungen. Und er stiftet Sinn durch Versprechen wie durch Angebote. Nicht zuletzt materialisiert der städtische Raum sich in immer neuer Weise, in Gebäuden, Plätzen, Straßen und Infrastrukturen.

Die Stadt tritt wie eine schöpferische Kraft auf, die sich selbst zur Ursache ihrer nichtnatürlichen Existenz zu machen scheint. Hier taucht eine Paradoxie auf, die symptomatisch für das Verständnis des Städtischen ist. Einerseits ist das Städtische ein höchst komplexes, soziales und kulturelles Konstrukt, welches eher das Resultat unzähliger Handlungen als deren Ursache ist, andererseits ist es selbst schöpferisch, produziert etwas Überindividuelles, eine spezifische Form, in der diese Handlungen stattfinden und auf diese zurückwirken: Urbanität. Eine Form, die aus den unzähligen sozialen Interaktionen entsteht und eine eigene Qualität entwickelt, verändert, neu schafft – die wiederum ein Gefühl der Zugehörigkeit verschafft, zu etwas Eigenem im Austausch mit den Anderen wird und (auch medial vermittelt) eine identitätsstiftende Funktion bekommt. Auch wenn diese »Identität« sich im stetigen Wandel befindet, bietet sie doch immer etwas Unverwechselbares an, stiftet Sinn. Sie muss keine Homogenisierung von höchst unterschiedlichen Erfahrungswelten sein, wenn sie in ihrer Form offen und wandelbar, neugierig auf das Neue, das Andere bleibt. Alle noch so unterschiedlichen Formen der Rauman eignung und auch der Darstellung urbanen Lebens beziehen sich auf einen konkreten Ort, der auch als kulturelle Form erlebt wird. So sehr sich auch die sozialen Beziehungen, die Netzwerke (Familie, Freunde) durch die Möglichkeiten der neuen Kommunikationstechnologien und einer verbesserten Transporttechnologie erweitert und translokalisiert haben mögen, werden sie doch letztendlich wieder (re)lokalisiert, fließen in das alltägliche Lebensumfeld ein und interagieren mit den Anderen – und entwickeln neue Sinnzusammenhänge, Symboliken, die sich in den Raum einschreiben und rückvermitteln, nicht zuletzt über Werke der Kunst (sei es Fotografie, Videoclip, Rapsong, Performance oder andere). In diesem Sinne ist die Stadt selbst kreativ.

¹⁰⁵ »Das Urbane ist [...] reine Form: der Punkt der Begegnung, der Ort einer Zusammenkunft, die Gleichzeitigkeit. Diese Form hat keinerlei spezifischen Inhalt, aber alles drängt zu ihr, lebt in ihr. Sie ist – wiewohl das Gegenteil der metaphysischen Einheit – eine Abstraktion, eine konkrete, an die Praxis gebundene Abstraktion.« Henri Lefebvre: Die Revolution der Städte (frz. 1970), Frankfurt/Main 1990, S. 128.

¹⁰⁶ »Was erschafft sie? Nichts. Sie zentralisiert die Schöpfungen. Und dennoch, sie erschafft alles. Nichts existiert ohne Austausch, ohne Annäherung, ohne Nähe, ohne Beziehungsgefüge also. Sie schafft eine, die urbane Situation, in der unterschiedliche Dinge zueinanderfinden und nicht länger getrennt existieren, und zwar vermöge ihrer Unterschiedlichkeit. Das Städtische [ist] indifferent gegenüber jeder ihm eigenen Differenz [...].« Ebd., S. 127.

¹⁰⁷ Ebd., S. 130.

Die Stadt lässt sich mit dem Philosophen Henri Lefebvre als eine Form beschreiben, die für Differenz, für das Zusammentreffen von Unterschiedlichem, die Begegnung von sich Fremden, für Freiräume und die Entstehung neuer Formen des Austauschs untereinander und damit für gesellschaftliche Innovation steht. Die produktive Eigenschaft dieser Form aber ist Zentralität – im Städtischen kann alles zentral werden.¹⁰⁵ Also Austausch, Annäherung, Konvergenz, Versammlung, Zusammentreffen – eine Zentralität, die alles, was es auf der Welt gibt, zusammenzubringen vermag – in der »urbanen Situation«, in der unterschiedlichste Dinge zueinanderfinden und nicht länger getrennt voneinander sind.¹⁰⁶ Das Zusammentreffen bewirkt etwas Neues, Anderes: ein höchst produktiver und kreativer Prozess. Die urbane Form ist aktiv und versammelt, zentralisiert, sie ist aber auch widersprüchlich, ermöglicht gleichermaßen Verbrechen und Feste, sie ist transparent und okkult, es »weben verborgene Mächte« des stets gegenwärtigen Imaginären, den Vorstellungen von einem guten und richtigem Leben, den Wünschen und Begierden in ihr – die immer auch das Gegebene überschreiten, einen Überschuss, ein Verlangen nach mehr produzieren.¹⁰⁷ Indem sie Widersprüchliches versammelt, Differenzen schafft, stellt sie Heterogenität her. Das Anziehende des Städtischen ist offensichtlich diese Berührungslust und Kontaktintensität. Was ihre Produktivität, die Kreativität der Stadt bedroht, zum Stillstand bringt, ist die Auflösung der Widersprüche. Jeder städtische, gesellschaftlich produzierte Raum trägt seine eigene Negation in sich, er ist immer auch bedroht durch die Homogenisierung, die Gleichförmigkeit schafft – die Langeweile des »schon immer so«, das Desinteresse an der Veränderung, an der Herausforderung durch das Unbekannte. In der Stadt leben heißt offen für das Neue bleiben, keine Angst vor dem Unbestimmten haben und nicht immer Eindeutigkeit erwarten. Das heißt das Fremde, das sozial uneindeutig ist, anzuerkennen. Das heißt auch: sich selbst als fremd zu akzeptieren. Eine Umkehrung des Blicks erproben,

¹⁰⁸ Nicht nur der Fremde wird

»exotisch«, sondern jeder, der sich als divers begreift, wie Victor Segalen in seiner Ästhetik des Diversen ausführt. »Und dann sehr bald das Exotismusgefühl anführen und definieren, das letztlich nichts anderes ist als der Begriff des Anders-Seins, die Wahrnehmung des Diversen, das Wissen, dass etwas nicht das eigene Ich ist, und die Fähigkeit des Exotismus, das heißt die Fähigkeit, anders aufzufassen.«
Victor Segalen: Die Ästhetik des Diversen. Versuch über den Exotismus (frz. 1978). Frankfurt/M. 1994, S. 41.

¹⁰⁹ Vgl. Viktoria Schmidt-

Linsenhoff: Die Ästhetik des Diversen. Victor Segalen und Paul Gauguin. In: Dies.: Ästhetik der Differenz. Postkoloniale Perspektiven vom 16. bis 21. Jahrhundert. Bd. 1. Marburg 2010, S. 87–108.

wie sie der Schriftsteller und Ethnologe Victor Segalen bereits vor über 100 Jahren vorgeschlagen hat: sich selbst fremd (und exotisch) werden im Blick der Anderen.¹⁰⁸ Dazu muss man nicht in ferne Weltgegenden reisen, eine Großstadt bietet das auch. Also sich der Vielfalt der Blicke und der wahrnehmenden Subjekte bewusst werden, sich eben auch dem Blick der Anderen aussetzen. Das ist nicht immer angenehm und durchaus konfliktrichtig. In seiner Konsequenz bedeutet es aber auch, eine Assimilierung des Fremden ins Eigene zurückzuweisen.¹⁰⁹ Sich selbst als fremd anzusehen, ist immer eine gute Übung, das Eigene (die Lebensgewohnheiten, die in Sprache, Gebräuchen und Wertvorstellungen eingebettet sind, also Kultur im weiteren Sinne) nicht zu wichtig zu nehmen. Was nicht heißt, das Eigene geringzuschätzen, sondern sich gerade in der Neugier für Anderes und in der Beziehung zu Anderem sich seiner selbst zu vergewissern. Hier spielt die Kunst eine wichtige Rolle, da sie uns in diese Wahrnehmungsweisen einüben kann.

Akzeptiert man das Fremdsein als strukturelle Voraussetzung von Urbanität, ist es wichtig, die unterschiedlichen Lebensformen, ihre urbanen Aneignungsprozesse über die Darstellungen des urbanen Lebens in ihrer Diversität und Differenz zu thematisieren. Die divergierenden alltäglichen Praxen (die das urbane Leben bilden), werden über Darstellungen des Städtischen miteinander artikuliert und rückwirkend geformt. Wie findet aber das Disparate, Diverse zu einer Geschichte, die nicht homogenisiert, nicht das Wissen um die vielfältigen Sinnbezüge und Sinnherstellungen ignoriert. Wenn dabei nicht die eine Geschichte herauskommen kann, ist es interessant, sich genauer anzuschauen, wie eine Geschichte mit vielfältigen Sinnbezügen entsteht. Der Fixpunkt dabei ist der Ort, das Stadtviertel und die Stadt, die jeweils unterschiedlich angeeignet und interpretiert werden.

Städte sind nicht einfach »da«, sondern befinden sich in einem Gefüge realer wie imaginärer Räumlichkeit und deren jeweiliger symbolischer Substitution, die medial vermittelt wird, auch durch die Kunst. Die Künste mit ihren beweglichen Beschreibungstechniken und Verstehensoperationen haben einen eigenen Zugang zum Verständnis des Verhältnisses von imaginären Kräften, von Wünschen wie Ängsten und ihren Auswirkungen auf die Wahrnehmung von urbanen Erscheinungsformen entwickelt, der für das Verständnis urbaner Phänomene nutzbar gemacht werden kann. Es sind die Künste, die experimentell die symbolischen Bedeutungen der Stadt aufbrechen und damit auch neue Formen der Aneignung des städtischen Raums ermöglichen. Das beinhaltet auch den gegenidentifizierenden Prozess der Aneignung, der »Wortergreifung« durch die sozial Ausgegrenzten, wie den vermeintlich »Fremden« oder »Anderen«. Die gleichen urbanen Situationen können in unterschiedlichen künstlerischen Aneignungen und Interpretationen einen völlig anderen Sinn entwickeln – dadurch artikulieren sich auch Machtverhältnisse und Konflikte. Die zahlreichen Darstellungsformen eines so komplexen Phänomens wie dem des Städtischen stellen eine besondere Gruppe wahrnehmungs- und handlungsleitender Bilder dar, die Aufschluss über die Veränderungen des Selbstverständnisses einer Stadt geben können – denn der Diskurs über die Stadt bedarf der Bilder, sie vermitteln die städtische Lebenspraxis und ein sie antizipierendes Vorstellungsvermögen. Bezogen auf Offenbach ist es die Erfahrung des Fremdseins in seinen unterschiedlichen Ausprägungen, die hier vordringlich ins Auge rücken. Das soll aus zwei verschiedenen, sich aber durchaus auch überlagernden Perspektiven ins Auge genommen werden, die beispielhaft zeigen, wie mit künstleri-



Lichtkran, 2010

Eines der inoffiziellen Wahrzeichen der Stadt Offenbach ist der »Lichtkran«, eine LED-basierte Illumination des Kohlekran der Energieversorgung Offenbach. Konzeption: Peter Eckart (Lehrgebiet Integrierendes Design), Sebastian Herkner und Reinhard Dienes. Technische Umsetzung mit Traxon Technologies und Meso. Seit 2010 in Betrieb.

Lichtkran ¹¹⁰



Offenbach Hills ¹¹¹

Offenbach Hills, 2016

In Anlehnung an den berühmten Hollywood-Schriftzug wurde in weißen Großlettern der Stadtname am zentralen Marktplatz positioniert – ein beliebtes Fotomotiv. Nach einem Konzept von Heinrich Zimmermann. Umsetzung: Heiner Blum (Lehrgebiet Experimentelle Raumkonzepte), Fabian Riemenschneider, Urban Media Project.

schen Mitteln das Fremdsein als Potential und Qualität des Städtischen thematisiert wird, ohne dass sich dies in einer einzigen dominierenden Geschichte erschöpft. Dies ist einerseits die Perspektive der Studierenden der Hochschule für Gestaltung (die in den Bereichen Kunst, Design, Film und neue Medien ausgebildet werden), andererseits die der »Straßenrapper« (die im Musikbereich aktiv sind, in enger Bindung zu den Graffiti-Sprayern und Breakdancern) in ihrer Auseinandersetzung mit dem Ort, in dem sie leben – der Stadt Offenbach. Hier bilden sich erste kulturelle Verständnismuster einer neuen »Identität« der Stadt aus.

Die Studierenden (und mit ihnen die betreuenden Lehrenden) der Hochschule für Gestaltung entwickeln immer wieder aufs Neue ihre künstlerisch-gestalterischen Sichtweisen auf die Stadt, die oftmals auf ironische, aber zumeist sehr feinfühlig Weise die Besonderheit der Stadt herausarbeiten. Die vielen unterschiedlichen künstlerischen und gestalterischen Auseinandersetzungen lassen sich hier nicht alle anführen und beschreiben. Ein paar ausgewählte Beispiele sollen die Spannweite der Beschäftigungen mit konkreten Orten, den Menschen aber auch mit der Geschichte und dem Image der Stadt illustrieren. So gibt es die inoffiziellen Wahrzeichen der Stadt, wie der »Lichtkran«¹¹⁰, einer LED-basierten Illumination des historischen und noch immer in Betrieb befindlichen Kohlekran am Heizkraftwerk der Energieversorgung Offenbach (Peter Eckart mit Reinhard Dienes und Sebastian Herkner), der des nachts in dynamisch wechselnden Lichtmustern die Silhouette des Krans am Mainufer erstrahlen lässt. Oder die »Offenbach Hills«¹¹¹: in Anlehnung an den berühmten Hollywood-Schriftzug wurde in weißen Großlettern der Stadtname Offenbach auf einem kleinen Hügel am zentralen Verkehrsknotenpunkt Offenbachs, dem Marktplatz, angebracht (nach einem Konzept des HfG-Studenten Heinrich Zimmermann). Eine durchaus selbstironische Anmaßung, die auf große Zustimmung auch außerhalb Offenbachs

Universum ¹¹²



Universum, 2008

Lichtinstallation im ehemaligen Industriehafen Offenbachs von Wiebke Grösch und Frank Metzger.

¹¹³ Es gibt immer

wieder Einzelprojekte und Diplomarbeiten im Bereich Ledergestaltung, die in verschiedenen Lehrgebieten entstehen. Exemplarisch sei hier auf die Material- und Objektstudien bei Markus Holzbach (Lehrgebiet Materialdesign) und Petra Kellner (Lehrgebiet Produktsprache) verwiesen. Etliche HfG-Alumni setzen sich professionell mit dem Werkstoff Leder und seiner Gestaltung auseinander.

Vgl. <http://www.oflovesu.com/ueber-leben/leder>

¹¹⁴ Beispielsweise die durch Sacha Lobe (Lehrgebiet Typografie) konzipierte und in Kooperation mit dem Klingspor Museum durchgeführte Babel-Konferenz.

Vgl. <http://www.babel-type.eu>. In seinem Lehrgebiet ist auch ein sehr schöner typografischer Stadtführer zu Offenbach erarbeitet worden. Johanna Görg, Michael Mamica: »Von Casablanca über Offenbach ins Universum«. Offenbach 2010. Im Lehrgebiet von Klaus Hesse (Konzeptionelles Gestalten) wiederum sind sehr eigenwillige Kartierungen von Offenbach entstanden: Karten der religiösen Orte, des Saufens, des Lärms, des Heimwehs, der persönlichen Erinnerungen. Kathrin Polikeit: »Das zierlichste und reinste Städtchen von der Welt«. 8 Plakate. 2011. Vgl. <http://www.kathrinpolikeit.com/?portfolio=das-zierlichste-und-reinste-stadtchen-von-der-welt>

stößt und mittlerweile als Hintergrund von unzähligen geposteten Selfies (soweit erkennbar, aus allen Bevölkerungsgruppen und »Szenen«) zu finden ist. Ähnlich die Lichtinstallation des »Universum«¹¹²-Schriftzugs im Hafengelände durch die Künstler und HfG-Alumni Wiebke Grösch und Frank Metzger, errichtet 2008. Die Eingeweihten wissen, dass es sich auf das ehemalige Offenbacher Universum-Kino bezieht, das lange Zeit das größte Lichtspielhaus der Stadt war, bevor es in den 1990er Jahren schließen musste. Für die meisten steht das Kunstwerk aber eher als Zeichen für die Referenz auf die größtmögliche benennbare Gesamtheit (Universum), das in seiner begrifflichen Abstraktheit sinnfällig im Widerspruch zur konkreten Situation steht, dem Brachgelände des ehemaligen Industriehafens in der kleinen Großstadt (und dieses Spannungsverhältnis durch die Wahl der Schrift betont, es wurde die Futura verwendet). Auch dies wurde ein beliebtes Hintergrundmotiv.

Es finden auch immer wieder die unterschiedlichsten Formen einer Auseinandersetzung mit den für die Stadtgeschichte so zentralen Themen wie der Lederverarbeitung (der einstmals international bekannten »Lederstadt Offenbach«) statt, beispielsweise in Form der Entwicklung von neuen Verarbeitungsmethoden des Werkstoffs, die im Rahmen von Lehrveranstaltungen aber auch als Auftragsforschungen ausgearbeitet werden und auf Messen und in Museen ausgestellt werden.¹¹³ Oder der für die Stadtgeschichte ebenso wichtigen Entwicklung der Buch- und Schriftkunst, die sich mit der Schriftgießerei der Gebrüder Klingspor und dem gleichnamigen Museum verbindet und historisch eng mit der Ausbildung der Vorgängerinstitutionen der HfG Offenbach verknüpft war. Die Schriftkunst ist auch weiterhin Teil der Ausbildung und einer künstlerisch-gestalterischen Auseinandersetzung, die ebenfalls ihren Niederschlag in zahlreichen Publikationen, Ausstellungen und Konferenzen findet.¹¹⁴ Und nicht zuletzt auch die künstlerisch-gestalterischen



One Nation Under a Grill ¹¹⁵

Super Grillout International World Championship, 2015

Auf dem Gelände des Boxclubs Nordend führten im Rahmen des Architektursommers Rhein-Main die HfG-Studenten Rushy Rush und Max Barthel eine Grillweltmeisterschaft mit internationalen Teams unter dem Motto »One Nation Under a Grill« durch.

4 Uhr 12, 2006

Kurzspielfilm mit Animation von Daniel Frerix und Eva Münnich, der Offenbach zu einem kleinen (filmischen) Wunder zur immer gleichen Zeit des Nachts werden lässt. 4:12 Min. 2006. Einsehbar unter: http://www.danielfrerix.com/4_uhr_12.html

4 Uhr 12 ¹¹⁶



Interventionen vor Ort, die teils in Eigeninitiative der Studierenden, teils als Lehrveranstaltungen (wie bereits vorhergehend beschrieben) den direkten Austausch und die Interaktion mit den Einwohnern Offenbachs suchen. Ein Beispiel dafür ist die unter dem Slogan »One Nation Under a Grill«¹¹⁵ von Rushy Rush und Max Barthel im Sommer 2015 durchgeführte Grillweltmeisterschaft auf dem Gelände des Boxclubs Nordend, die zielicher an die Lieblingsbeschäftigung und Gemeinsamkeit aller in Offenbach vertretenen Nationen adressierte. Es traten nicht nur Teams unterschiedlicher Nationalitäten an (von Jamaica über Kroatien bis Thailand), auch die lokale Rapperszene war eingebunden, zudem waren schwarzafrikanische Flüchtlinge aus der wenige hundert Meter entfernten Außenstelle des Erstaufnahmehaus zum Grillfest eingeladen worden. Die Internationalität der Stadt wurde sinnfällig in eine erleb- wie genießbare Form gebracht, das einander Fremdsein im Wettstreit um die besten Grilltechniken kurzerhand kulinarisch bestätigt und im gemeinsamen Verzehr negiert.

Es gibt auch Liebeserklärungen an die Stadt, poetische Verzauberungen der Verlorenheit in ihr – wenn etwa die kleine, etwas schmutzige, heruntergekommene Großstadt zum Wunder in »4 Uhr 12«¹¹⁶ von Daniel Frerix und Eva Münnich wird. Die beiden Autoren des Films sitzen am Straßenrand im nächtlichen, menschenleeren Offenbacher Nordend und folgen staunend um Punkt 4 Uhr 12 einer (filmisch animierten) Inszenierung. Beginnend mit einer durchaus kitschigen Pianomusik beginnen Funken aus Straßen-Gullis zu sprühen, die Ampeln rhythmisch zu blinken und ein fulminantestes Feuerwerk überlagert die Stadt. Der Film selbst ist exakt 4:12 Minuten lang und bewahrt so das immer um die gleiche Uhrzeit nachts wiederkehrende Wunder – so dass Versprechen am Beginn. Die Stadt lässt dich nicht alleine, bietet dir verlässlich kleine Wunder.



Zek, 2009

Die Comicgeschichte von Kathrin Polikeit imaginiert ein anderes, befremdlich und zugleich doch anheimelndes Offenbach, das konkret verortet wird.

36 Seiten, handgezeichnet und digital koloriert. 2009.

Vgl. <http://www.kathrinpolikeit.com/?portfolio=zek>

¹¹⁸ Die Filme der an der HfG-Studierenden sind größtenteils im Lehrgebiet Film/Video von Rotraut Pape entstanden und meistens auch auf YouTube oder Vimeo oder auch auf www.oflovesu.com zu finden. Siehe www.filmklassepape.de.

¹¹⁹ »Es bewegen sich nicht nur Körper im Raum, der Raum selbst bewegt sich, weicht zurück, dreht sich, zerfließt und nimmt wieder Gestalt an [...]«, lautet eine bekannte Beschreibung des Kinoerlebnisses des Kunsthistorikers Erwin Panofsky, die sich problemlos auf das moderne Stadterlebnis übertragen lässt. Erwin Panofsky, *Stil und Medium im Film* (engl. 1936). Frankfurt/Main 1999, S. 25.

Ein Wunder anderer Art zeigt die Comicgeschichte »Zek«¹¹⁷ von Kathrin Polikeit. Eine namenlose junge Frau irrt des Nachts allein durch die menschenleeren Straßen einer Großstadt und schafft sich einen unbelebten Gefährten: Zek. Durch ihn (oder sie oder es) kommt sie – durch ihre Imagination – in Kontakt mit einer anderen Realität. Die Stadt wird überlagert von exotisch anmutenden Mustern. Es tauchen zwei hinter Masken verborgene, nackte und ebenfalls in gleicher Weise wie Himmel, Straßen und Gebäude gemusterte Frauen auf, die sich umarmend im Dunkel der eigenen Fantasie und der nächtlichen Stadt verschwinden. Die märchenhafte Geschichte überlagert den realen Ort, am Ende findet sich die Auflistung der dargestellten Straßenräume verortet auf einer Karte der Innenstadt von Offenbach. Beide Arbeiten setzen darauf, dass da immer mehr ist, als was vordergründig zu sehen ist, wenn man sich auf die eigene Fantasie einlässt. So lassen sie das Fremdsein und die Verlorenheit in der Stadt in der künstlerischen Imagination zur Quelle kleiner Wunder werden.

Wie der städtische Alltag in Offenbach seinen künstlerischen Niederschlag findet, zeigen insbesondere Kurzfilme und Musikclips.¹¹⁸ Es ist der Film, der als zeitbasierte, raumgreifende und -bildende, eben bewegte Form eine besondere Korrespondenz zu den urbanen Räumen hat, ein Umstand, der von Beginn an die Reflexion des Mediums begleitete.¹¹⁹ Es waren insbesondere die modernen Verkehrsinfrastrukturen (zunächst die Eisenbahn, dann das Automobil), die eine Wahrnehmung ermöglichten, die in vielerlei Hinsicht der des Kinoerlebnisses glich: die Dynamisierung des Raums durch die Beschleunigung und zugleich die Verräumlichung der Zeit im Stakkato des fragmentierten Raums. Berühmtestes Beispiel dafür ist Walter Ruttmanns 1927 entstandener Film »Berlin – Sinfonie einer Großstadt«, der die Stadt Berlin als eine mechanische Kraft erfasst: Menschen, Dinge, Gebäude, Orte werden durch eine Maschinerie koordiniert, die im Film durch die unterschiedlichsten Infrastrukturen evoziert



Offenbach: Kakophonie Groszstadt ¹²⁰

Offenbach: Kakophonie Groszstadt, 2009

David Jahn inszeniert in seinem dokumentarischen Experimentalfilm Offenbach als Ort der Dissonanzen. SW, 3:23 Min. 2009. Einsehbar unter:
<http://www.oflovesu.com/of-tv/kreative/offenbach-kakophonie-groszstadt>

With No

Name: Lohwald ¹²¹

With no name: Lohwald, 2005

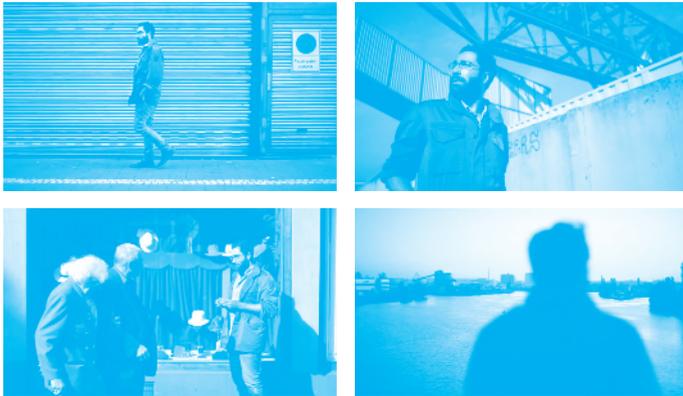
In ihrem Experimentalfilm inszeniert Susanne Richter die leerstehende Lohwald-Siedlung in Offenbach als Ort des Unheimischseins und der Befremdung. Experimentalfilm/Animation. SW, 12:00 Min. Diplom 2005.



wird, durch Brücken, Eisenbahn, Treppen, Lichter, Industriemaschinen, Verkehrsampeln – die Menschenströme formieren sich nach ihnen, alles ist Teil der großen Maschine Stadt. Der HfG-Student David Jahn nahm mit Verweis auf Ruttmann in seiner »Offenbach: Kakophonie Groszstadt«¹²⁰ diese Bildsprache und Sichtweise auf. In Schwarz-Weiss gehalten, mit einem eher dissonanten Sound (Venetian Snares) hinterlegt, wird beginnend mit der nach Offenbach einfahrenden S-Bahn, ein graues, verregnetes, schmutziges und hektisches Bild der Stadt gezeichnet. Vereinzelt Personen hasten über Offenbachs zentralen und unwirtschaftlichsten Ort, dem Marktplatz. Dazwischen sind Ansichten monotoner Fassaden montiert. Menschen tauchen im Film nur fragmentiert, momenthaft auf und bleiben anonym. Hier ist man verloren, der Ort bleibt einem fremd. Offenbach: kein Ort zum Verweilen.

Diese dystopische Sichtweise auf die Stadt wird in »With No Name: Lohwald«¹²¹, der Diplomarbeit von Susanne Richter, zugespitzt. Gedreht wurde der Film in der leerstehenden Lohwald-Siedlung, ein durch eine Bahnlinie räumlich von der Stadt abgeschnittener Ortsteil mit Wohnblocks, der geprägt war durch Armut und Kriminalität (die Polizei unterhielt dort sogar ein eigenes Revier). Und einen entsprechend schlechten Ruf hatte, so dass sich die Stadt nur noch damit zu helfen wusste, die dort lebenden etwa 1000 Einwohner weg in andere Wohnungen der städtischen Wohnbaugesellschaft in Offenbach zu verteilen und den gesamten Komplex ab 2003 zum Abriss freizugeben. Hier setzt der Film an, der in einer Montage von vor Ort gesammelten Aufnahmen der leerstehenden Häuser und verlassenen Räumen als auch mit inszenierten Bildern ein Unheimischsein thematisiert. Die Umbruchsituation wird sich selbst und rätselhaften, selbsttätigen Prozessen überlassen, die keinen menschlichen Bezug mehr haben. Die leerstehenden Häuser entwickeln ein Eigenleben, entfremden sich. Dieses

Le Flaneur (Estroe feat. Miss Kittin) ¹²²



Le Flaneur (Estroe feat. Miss Kittin), 2009

Das offizielle Musikvideo des gleichnamigen Stücks der DJ-Produzentin Estroe von David Jahn entwickelt im Beat der Musik ein rhythmisches Erleben der Stadt Offenbach über die Montage der Bildsequenzen, die über den (männlichen) Körper des Flaneurs und den Kamerablick zusammengehalten werden.

6:22 Min. Offizielles Musikvideo des gleichnamigen Stücks aus dem Album

»Elemental Assets« von Estroe. 29.191 Aufrufe auf YouTube:

<https://youtu.be/inzQzcjoGxU> (letzter Zugriff: 09.05.2017)

ins Negative gewendete Entwicklungsszenario, das auf subtile Weise einen städtischen Umwandlungsprozess an seinem Umschlagpunkt festhält, findet ihr Gegenstück in einem ausgesprochen positiven, liebevollen Blick auf die Stadt. David Jahn hat seiner Kakophonie auf die Stadt Offenbach den Wohlklang des Technosounds von »Le Flaneur (Estroe feat. Miss Kittin)«¹²², einer Produktion der holländischen Techno-DJane Estroe (Esther Roozendaal), entgegengestellt und die dafür entsprechenden Bilder gefunden. In dem offiziellen Musikvideo ist es jetzt ein männlicher Protagonist (der HfG-Kommilitone Pujan Shakupa), der durch die Stadt streift und immer wieder in den Blick rückt. Jetzt allerdings in Farbe, beginnend im Morgengrauen mit Blick von der A 661 über den Main auf Offenbach und einem darauffolgenden Spaziergang durch die Stadt. Dazwischen geschnitten sind Tanzszenen aus der Nacht oder eine S-Bahnfahrt in die Stadt hinein, aber dazwischen geht es weiter zu Fuß durch die Innenstadt und zum Ende kommt eine nächtliche Fahrradfahrt durch eine Bahnuntertunnelung, mit der der Film ausklingt. Es ist der Blick des männlichen Flaneurs, der distanzierend und genießend zugleich den städtischen Raum erkundet. In dessen subjektivem Blick (dem das Auge des Betrachters oder der Betrachterin, vermittelt durch die Kamera, im Film, immer aus der männlichen Perspektive, folgt) bildet sich erst ein Zusammenhang der disparaten Räume und Szenen, zusammengehalten durch den vorwärtstreibenden Beat des Musikstücks. Bildräume und Musik entfalten im Rhythmus der Abfolge ihren Zusammenhalt. Es ist die Auswahl, die Abfolge, die erst die Stadt sichtbar werden lässt, und diese Sichtbarkeit ist unteilbar an eine spezifische Kombinatorik gebunden, die wiederum das Verhältnis zur städtischen Realität ausdrückt: hier über den Körper des Flaneurs, der nach der durchtanzten Nacht (so die Vermutung) die Stadt auf sich wirken, sie vor seinem Auge tanzen lässt. Der Körper wird im vorwärtstreibenden Technobeat zur Maschine, über die sich die Stadt formiert und die mit ihm korrespondiert. Jetzt ist es

nicht mehr die Stadt, die mit ihren Infrastrukturen die Körper formiert, sondern der Körper des Umherstreifenden, der über Auge und Ohr (im Rhythmus, in der Kombination von Bildraum und Tonsequenz, synchronisiert und vermittelt) den Einklang herstellt. Ob auch aus der weiblichen Perspektive diese so selbstverständlich erscheinende Übereinstimmung von Raum und Körper gelingen würde, bleibt offen.

Darin ähneln sich Musikvideos, insbesondere wenn sie sich auf urbane Räume beziehen. Sie alle wenden sich mit ihrer spezifischen Kombinatorik, der Verknüpfung von Bildräumen und Musik, an den Körper, setzen ihn über Augen und Ohren in Schwingung, vertakten ihn in den zeiträumlichen, temporären Fixierungen. Der Rhythmus verbindet in Intervallen, durch die Trennung in Momente: Schnitte im Raum, deren Maß sich im Takt findet, die Jetzt-Punkte produzieren, die durch den Film fixiert werden. Eine Metrik des Städtischen, die sich im sinnlichen Erleben, über den Körper aus sich überkreuzenden, inneren und äußeren, interferierenden multiplen Rhythmen, aus Neu-Verkettungen zusammensetzt, denen die Musikstücke und Visualisierungen nachspüren.¹²³ Rhythmus als Essenz des Städtischen: er verbindet das Innere (den Körper, über Auge und Ohr) mit dem Äußeren (im Musikclip vermittelt über den Film, die Reihung der Bildräume in der Taktung der Musik), setzt Ort, Zeit und Energien in Beziehung. Neben den formalen Entsprechungen und Verknüpfungen, die sich im Musikfilm zwischen dem Erleben der Stadt und der Musik über die sie vermittelnden Rhythmen ergibt, die zunächst nicht ortstypisch sind (in »Le Flaneur« steht Offenbach einfach für die Großstadt schlechthin, es könnte auch Berlin-Kreuzberg sein), formieren sich die Ortsbezüge über die Art und Weise ihrer Einbindung in der Kombinatorik von Musik (und gegebenenfalls Songtexten) und spezifischen Bildräumen zu einem Bild der Stadt, das wahrnehmungsleitend zurückwirkt auf das Erleben des Städtischen

¹²³ Vgl. Henri Lefebvre, *Rhythmanalysis*.

Space, Time and Everyday Life (frz. 1992). London; New York 2004.

im Alltag. Wie die Beispiele zeigen, kann dies dystopisch artikuliert werden, als negativ besetzte Zukunft, geprägt durch Hoffnungslosigkeit und Anonymität der auf die Äußerlichkeit der Körper reduzierten Menschen (oder sogar von der Anwesenheit von Menschen befreit) oder utopisch als Versprechen, eine sich im Moment feiernde, sinnliche Einverleibung der Stadt, die Menschen, Orte und Infrastrukturen im glücklich erfahrem Moment zusammenführt.

Die gleichen Plätze und Straßen, die von der Hochhaussilhouette dominierte Innenstadt, die verlassenen Straßen, die Ärmlichkeit der Geschäfte, die Vielfalt der unterschiedlichen Menschen gewinnen entsprechend der Art und Weise ihrer künstlerischen Inszenierung unterschiedliche Bedeutungen. Der tatsächlich erlebte und gelebte städtische Raum stellt den strategischen Ort dar, an dem verschiedene soziale Gruppen ihre kulturellen Werte verhandeln. Dies wird deutlich, schaut man auf eine andere künstlerische Szene, die der in Offenbach sehr populären Straßen-Rapper, die wenig mit der Szene der Kunsthochschulstudenten zu tun hat – obwohl es auch Schnittmengen, Kooperationen und Freundschaften gibt. Kulturelle Ausdrucksformen wie der in US-amerikanischen »Schwarzen-Ghettos« entstandene Gangster Rap wurde in Deutschland als »Straßen-Rap« adaptiert und neu interpretiert, zumeist (aber nicht ausschließlich) von Deutsch-Rappern, die aus Migrantenfamilien stammen. Die im Rap ihr soziales Anderssein artikulieren, aber eben auch das »in Deutschland sein« verhandeln und damit ebenfalls den Ort, in dem sie leben. Diese Form kultureller Rebellion, die ihre Faszination ja auch für Jugendliche aus den bürgerlichen Kreisen hat, bedient gerne das Ghetto-Klischee bei der Darstellung des eigenen Lebensumfelds, was der Sichtweise der breiten Öffentlichkeit auf Ausländerviertel entspricht. Man affirmiert das damit verbundene Negative: Drogen, Sex, Gewalt. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Situation wird mit der präfigurierten,

medial vermittelten Attitüde des US-amerikanischen Gangster Rap überblendet. Das kann man überzogen finden und aufrechnen, dass es in Deutschland weder »Ghettos« gibt noch eine lebensbedrohliche Kriminalität, damit verwechselt man aber nicht nur Kunst und Wirklichkeit, sondern vergibt sich die Chance zu sehen, dass hier über die Aneignung und Neuinterpretation einer andernorts geschaffenen künstlerischen Ausdrucksform Symbole kultureller Zugehörigkeit geschaffen werden, die dem Gruppenerhalt dienen, der Abgrenzung zu anderen und damit auch der Selbstachtung. Die eigenen Interessen und Bedürfnisse werden stilisiert, zur kulturellen Waffe im Distinktionskampf um soziale Positionen. Das soziale Anderssein wird als Stärke, das eigene soziale Milieu als »Hood«, als Nachbarschaft, aufgewertet. Fokus ist das Städtische, der gelebte Ort als imaginärer Raum, der kulturell umkodiert wird. Über die Rap-Songs und Musikclips wird ein komplexes System von Werten, Normen, Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen einer Subkultur, die den Alltag einer städtischen, zumeist migrantisch geprägten Jugend und ihre Sozialisation prägt, medial vermittelt. Diese Musikstücke und Videos bieten auch spezifische kulturelle Ressourcen an, dienen der Verständigung über das Leben in Deutschland aus der Sicht von Migrantinnen und Migranten. Sie werden auch entsprechend in den sozialen Medien, auf unterschiedlichen Blogs kommentiert und diskutiert.¹²⁴

¹²⁴ Vgl. Cigdem Bozdog: Aneignung von

Diasporawebsites. Eine medienethnografische Untersuchung in der marokkanischen und türkischen Diaspora. Wiesbaden 2013 (Dissertation Universität Bremen).

»Ein Beispiel dafür ist im MZ-Thread ›65-Mourad Kill feat Fouad Raa‹ zu finden. Das Video sowie der Rap-Song darin stammt von dem deutschmarokkanischen Rappern Mourad Kill und Fouad Raa und wird vom Nutzer Mourad16 gepostet. Der Song ist auf Berbisch, Arabisch und Deutsch und behandelt verschiedene Themen von arabischen Männern und Frauen in Deutschland und speziell Offenbach bis zu islamischer Identität, wie die anderen Lieder des Rappers Mourad Kill (z. B. Harte Musik, Gnadenlos usw.) auf Youtube. Zum einen haben die Lieder die typischen Merkmale eines Rap-Songs durch die Texte, Slang-Sprache und Beats, zum anderen behandeln sie Themen und Orte, die für marokkanische Migrantinnen und Migranten in Deutschland relevant sind. Solche Musikstücke und Videos bieten den Nutzenden diasporaspezifische kulturelle Ressourcen an sowie Interpretationen über das diasporische Leben aus der eigenen Sicht.« Ebd., S. 179.

KÖRPERANSPRACHE



Haftbefehl – Depressionen im Ghetto, 2015

Das Musikvideo zum gleichnamigen Song des Offenbacher Rappers Haftbefehl zerhackt im Rhythmus der Beats und im Stakkato des Sprechgesangs den Film in scheinbar willkürlich zusammengefügte Bildsequenzen, die durch den performenden Haftbefehl – mal mit Heiligenschein ^A, mal verzerrt ^B – zusammengehalten werden. Dazwischen tauchen auf den Songtext bezogene, fragmentierte Bildsequenzen auf, wie beispielsweise Angela Merkel ^C und der Bundesadler ^D: »[...] fick Vater Staat, ich schieß auf den Adler / Depressionen im Ghetto«. 2:59 Min. Regie: Chehad Abdallah. Produktionsfirma: EASYdoesit, Berlin. 1.267.261 Aufrufe auf YouTube: <https://youtu.be/hZWBizn75I8> (letzter Zugriff: 04.04.2017)

¹²⁵ Vgl. Diedrich Diederichsen:

Körpertreffer. Zur Ästhetik der nachpopulären Künste. Berlin 2017. »[...] um so das eigentlich Entscheidende performen zu können, nämlich die Durchsetzungskraft und allgemeine Kompetenz, wo nicht Potenz, einer konkreten Person. Natürlich ist diese Person [...] bereits durch die Personenherbeizauberungsstile und –regeln der zeitgenössischen Bildmedienkultur präformiert.« Ebd., S. 118–119.

Kernstück des Rap ist der performende, männliche Körper, seine Potenz und Durchsetzungsfähigkeit, die im Sprechgesang ihre wortwörtliche Schlagfertigkeit findet: »Unterste Schublade, Gangsta Rap, mitten ins Gesicht« wie Offenbachs bekanntester Künstler Aykut Anhan, besser bekannt als Haftbefehl, treffend in »Depressionen im Ghetto«¹²⁵ rappt.¹²⁶ Die Authentizität, »Echtheit«, wird über die Präsenz der Person (dessen Geschichte als Migrantenkid in Offenbach ist ebenso wie die kleinkriminelle Vergangenheit des mit Haftbefehl gesuchten Drogendealers im Hinterkopf des Betrachters präsent) und die Körperlichkeit des Performers garantiert. Die Dominanz des inszenierten männlichen Körpers wird über die direkte Ansprache im Rap noch verstärkt. Hier ist die performative Wirkung des schnellen Sprechgesangs entscheidend – die Wörter werden körperlich, zu verbalen Schlägen: »Kanaken in Deutschland, ich bin nur Sohn meines Vaters / Von Grund auf enttäuscht, fick Vater Staat, ich schieß auf den Adler / Depressionen im Ghetto«. Schaut man sich das Musikvideo zu »Depressionen im Ghetto« an, wird dies besonders deutlich – der Berliner Filmregisseur Chehad Abdallah (selber ein Absolvent der Berlin Design Academy, der über die Graffiti-Szene zum Designstudium gefunden hatte) findet dafür die kongeniale Form. Einerseits wird der tanzende Körper von Haftbefehl, mal angeschnitten, mal verschwommen, sogar verzerrt oder auch nur als Schattenriss vor wechselnden Farbhintergründen (und gelegentlich sogar mit Heiligenschein) in Szene gesetzt, andererseits der Film selbst im Rhythmus des Beats zerhackt: hin und herspringendes Format, eingestreute Grafiken (Bundesadler, Dollarsäckchen), Schriftreste, abstrakte Farbfelder, verpixelte Fernsbilder (beispielsweise Angela Merksels Hände in der bekannten Rautenhaltung) und verschwommene,

¹²⁷ Zum gewalt-
samen Aspekt medienbasierter Kunst und ihrer auf den Körper zielenden Unmittel-
barkeit vgl. Diederichsen, a. a. O., insbes. S. 12–15, 46–47.

¹²⁸ Vgl. [https://genius.com/Haftbefehl-depressionen-
im-ghetto-lyrics](https://genius.com/Haftbefehl-depressionen-im-ghetto-lyrics) Alle hier besprochenen Rap-Songs finden sich in Textform auf
www.genius.com.



1999 Pt. 1. ¹²⁹



Haftbefehl – 1999 Pt. 1, 2014

In dem Musikvideo wandert Haftbefehl durch Offenbach und die Orte seiner
Kindheit ^A. Offenbach wird als Ghetto inszeniert: »[...] Goetheplatz, Büsing Park,
Bruder dieser Ort brennt« ^B und symbolisch okkupiert ^C. 2:00 Min. Regie: Chehad
Abdallah. Produktionsfirma: EASYdoesit, Berlin. 1.973.286 Aufrufe auf YouTube:
https://youtu.be/Zqdg_Gnq2sM (letzter Zugriff: 04.04.2017).

¹³⁰ Es gibt auch
noch zahlreiche andere Rap-Songs und Musikclips, in denen Offenbach entspre-
chend als Ghetto thematisiert wird. Beispielsweise Ree G – Offenbach (2013) oder
Mourad Kill – Ghettostil (2017), beide abrufbar auf YouTube.

verschleierte Bildsequenzen. Das einzig verbindende Element
sind Musik und Gesang, die Präsenz der Stimme und des sich im
Stakkato der Bilder behauptenden Körpers. Und es sind die Beats
des Musikstücks, die den Körper des Betrachters unmittelbar
adressieren. Die Körperansprache ist direkt, viszeral.¹²⁷ Aber
Haftbefehl hat ein Anliegen, eingeleitet wird das Musikvideo
mit eingesprochenen Statements: »Wer unten bleibt und wer auf-
steigt, das hängt allzu oft von der Herkunft ab / Chancengleichheit
gibt es natürlich nicht / Nur wer Geld hat, kann sich die beste
Bildung leisten / Ist das fair? Nein / Aber was ist wirklich, im
Endeffekt, was ist fair?«¹²⁸ Herkunft, Bildung, Aufstiegschancen –
das thematisiert er immer wieder in seinen Raps und bezieht
sich dabei auf seine eigene Herkunft aus Offenbachs östlicher
Innenstadt (Mainpark, Hermann-Steinhäuser-Straße).
Offenbach wird als Ghetto inszeniert und thematisiert, wie
in »1999 Pt. 1.«¹²⁹ Das Musikvideo dazu bleibt filmisch eher kon-
ventionell, ist in Schwarz-Weiß gehalten, zeichnet entlang
des Rap-Songs die Kontraste in der Stadt scharf nach. Die Kamera
(und mit ihr der Betrachter) wandert mit Haftbefehl und seiner
»Gang« durch die Innenstadt: »Offenbach bleibt hart / Hermann-
Steinhäuser-Straße, Mainpark, Chab / Forever Nordend,
Goetheplatz, Büsing-Park / Bruder dieser Ort brennt.« Vom
Mainpark bis zum Nordend wird Offenbach nach dem Vorbild US-
amerikanischer Ghettos zum Ort der Ausgrenzung und Gewalt
stilisiert. Das kann man als verkaufsfördernde Marktstrategie
abtun, aber dann verkennt man das Identifikationspotential für
die sich selbst als »Andere« erfahrenden Zuhörer und Zuschauer
(und diese Erfahrungen können sowohl in pubertären Fantasien
als auch in tatsächlichen Erlebnissen gründen, das spielt dabei
keine Rolle). Und es ist eine Aneignung von Räumen, eben auch
gerade von geschichtsträchtigen wie dem Büsing-Park, der so
gar nicht ins präfigurierte Bild des Ghettos passt. Zugleich ist es
auch eine Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Hochkultur:
»Goetheplatz« – den okkupieren wir jetzt symbolisch.¹³⁰



Parallelen ¹³¹



Celo & Abdi – PARALLELEN ft. Haftbefehl, 2012

Die Frankfurter Rapper Celo & Abdi attackieren verbal und visuell in ihrem Rapsong und Musikclip den bundesdeutschen Diskurs um sogenannte Parallelgesellschaften. Symbolisch wird eine Anmoderation des Heute-Journals zu diesem Thema zertrümmert ^A und mit Bildsequenzen von Krieg ^B bis Porno ^C wütend die Frage danach, was denn nun »Recht und Gesetz« ist, rappend gestellt. Haftbefehls Antwort in seinem Part ist die (scheinbare) Affirmation des Klischees – ja, wir sind »Azzlacks«, asoziale Kanaken ^D. 5:22 Min. Regie und Produktion: BUGI. 13.218.338 Aufrufe auf YouTube: <https://youtu.be/3ctIO8CwJsk> (letzter Zugriff: 04.04.2017).

Wie über die Anderen, die Einwanderer und ihre Kinder, gesprochen wird, ist ebenso Thema. Etwa bei Celo & Abdi (Erol Huseinćehajić und Abderrahim el Ommali, beide gebürtige Frankfurter), die, unterstützt von Haftbefehl, in »Parallelen«¹³¹ sich unmittelbar auf den deutschen, in den bürgerlichen Medien geführten Diskurs über sogenannte »Parallelgesellschaften« beziehen. Das Musikvideo zeigt zu Anfang einen Fernseher, auf dem eine Anmoderation im Heute-Journal des ZDF zu sehen ist: »Wir reden über Parallelgesellschaften, Gemeinschaften mitten in Deutschland, die nach Regeln leben, die nicht die unseren sind. Da geht's nicht einfach um Moscheen und türkische Kaffeehäuser oder Geschäfte. Da geht es um das, was eine Gesellschaft im Innersten zusammenhält, um Recht und Gesetz ...« – an der Stelle zertrümmert ein Vorschlaghammer den Fernseher und der Rap-Song setzt ein. Die Doppelmoral des Parallelgesellschaftsdiskurses thematisiert Celo in seinem Part mit »Bundeswehr, Kamerad, Kugelhagel, Kandahar / Parallel dazu knallt seine Frau ein anderer / Feinde lauern überall, Rasterfahndung, BND / Parallel dazu googlen Rentner nach Neunjährigen / Ihr Ekligen, diejenigen, die es zulassen / Parallel dazu sitzt der Dealer in der U-Haft / Ausländerzuwachs, Menschenrechtegrundsatz / Parallel dazu Gesetzstruktur sagt Kurac / Die Würde des Menschen unantastbar / Parallel dazu Genozid in Ruanda / Afrika, Srebrenica, Palästina / Parallel dazu tankst du deinen Siebener / Parallel dazu platzt im Puff ein Gummi / Parallel dazu schnappt die Nutte Hunni ...«. Davon abgesehen, das in Palästina sicherlich kein Genozid stattfindet (bei aller Kritik, die man an der israelischen Politik gegenüber Palästinensern haben kann, werden hier die im deutschen Rap gängigen antijüdischen Klischees mitbedient), so ist doch die Ansage unmissverständlich: wer redet hier eigentlich über wen und über welches Recht? Die Antwort ist eine künstlerische und bei aller Überzeichnung legitim, eben eine Wortergreifung. Worüber geredet wird, ist im Vorspann benannt: »Recht und Gesetz« (und die Passage wird zur Bekräft-

tigung im Abspann des Musikclips nochmals wiederholt). Aber geht es in der Diskussion um Parallelgesellschaften in der deutschen medialen Öffentlichkeit (für die die Fernsehsequenz steht) tatsächlich um Recht und Gesetz? Doch wohl eher um Kultur, um die sich an traditionellen Ordnungsmustern ausrichtenden muslimischen Einwandererkulturen, die von der Mehrheitsgesellschaft als Provokation empfunden werden. Das berührt die Frage nach dem Verhältnis sich gegenüber der Mehrheitsgesellschaft abgrenzender ethno-religiöser Gemeinschaften zu den Grundwerten der deutschen Gesellschaft (der im Grundgesetz konkretisierten Menschenrechte, wie beispielsweise die Meinungs- und Religionsfreiheit oder die Gleichberechtigung von Mann und Frau), auf denen das Rechtssystem beruht. Und diese Frage zu stellen ist ebenfalls legitim und Teil eines gesellschaftlichen Aushandlungs- und Verständigungsprozesses. Nur dass die Rede von den Parallelgesellschaften weniger auf die Auseinandersetzung über grundlegende Werte und den daraus abgeleiteten (und auch nicht unveränderlichen) Rechtsnormen abzielt, sondern zumeist ausgrenzend den »Anderen« (»... die nach Regeln leben, die nicht die unseren sind«) mangelnden Willen zur Integration unterstellt bis hin zur Kriminalisierung (und adressiert werden nahezu ausschließlich muslimische Zuwanderer, zwischen denen nicht differenziert wird und deren Leben in Deutschland anscheinend nur in »Moscheen und türkischen Kaffeehäusern« stattfindet). Kurz: die eben nicht zur deutschen Nation gerechnet werden, wenn sie nicht den leitkulturellen Vorstellungen entsprechen (selbst wenn sie hier geboren sind). Was entsprechend wütende, zugespitzte Reaktionen hervorruft. Diese Kriminalisierung von muslimischen Gemeinschaften greift Haftbefehl in seinem Part auf: »Okay, Abderrahim verkauft Hazro am Hauptbahnhof / Parallel dazu sein Bruder hungert grad' in Marokko / Cousin Hasso sitzt im Flieger, wird grad abgeschoben / Parallel dazu die Schwester wird gecash't beim Haschtransport / 120 Kilo, vier Taschen Hasch, ah, Cho /

Alman Passport, also nicht ab nach Nador ...«. Und interpretiert die Frage nach dem Recht auf andere Weise – wobei der prekäre Status des Ausländers thematisiert und bewusst auch deren Kriminalität herausgestellt wird. Womit erstmal alle Klischees bestätigt werden. Über die Affirmation der ausgrenzenden Zuschreibungen wird ein Gruppenbild und damit deren Identität gestärkt: ihr denkt, wir Ausländerkinder sind anders, alles Kriminelle, »... die nach Regeln leben, die nicht die unseren sind« – sind wir auch, eben »Azzlacks«, asoziale Kanaken. Das Spielen mit den Fantasien der deutschen Öffentlichkeit über das Leben der Anderen wird durch die Überspitzung und Überhöhung derselben konterkariert. Und entsprechend auch eingesetzt, um die affirmierten Klischees zu durchbrechen, Irritationen zu schaffen – ins eigene soziale Milieu hinein wie nach außen in eine breitere Öffentlichkeit (die Verkaufszahlen, YouTube-Klicks und Chart-Platzierungen machen deutlich, dass sich hier eine sehr viel größere Gruppe angesprochen fühlt). Es werden nicht nur die Formensprache und Inhalte des US-amerikanischen Gangsta Rap rezipiert und auf die eigene Situation übertragen, sondern im Übertragungsprozess wiederum eigene Symbole und Formen kultureller Zugehörigkeit geschaffen, die spezifisch auf die Situation in Deutschland eingehen und dazu dienen, sich innerhalb der sozialen Gruppe wiederzuerkennen und damit auch die Abgrenzung zu Anderen zu markieren. Eigene Werte, Formen sozialer Beziehungen, Interessen und Bedürfnisse werden auf diese Weise artikuliert und stilisiert. Das Muster dafür ist Sex und Gewalt, die demonstrative Zurschaustellung der eigenen – männlichen – Gewaltbereitschaft gepaart mit einem (für männliche Rezipienten, die wie ich ihre Adoleszenzphase bereits abgeschlossen haben, durchaus nervenden) maskulinen Protz- und Potenzgehebe, eben das was aus bürgerlicher Sicht obsolet ist. Gerne wird dabei vergessen, dass es sich um Kunstwerke handelt und die Pose mit der Person verwechselt.¹³² Was durchaus im Sinne der Rapper ist, denn

¹³² Wie der Offenbacher Rapper Mourad Kill klarstellt: »[...] bei Haftbefehl verhält es sich nicht anders als bei Bushido: Er ist ebenfalls ein ganz Lieber und rappt über Mafia und was weiß ich. Das wird oft missverstanden. [...] Vieles ist gar nicht so gemeint. Das ist eben Rap-Attitüde.« In: rappen für offenbach. mourad kill. Mut & Liebe, Stadtmagazin Offenbach, 22/2017, S. 32.

¹³³ Wie er in

Interviews immer wieder deutlich macht. Vgl. das Gespräch, das Moritz von Uslar mit Xatar und Haftbefehl führte: Dichter der Neuzeit. Die Zeit, 34/2016.

<http://www.zeit.de/2016/34/haftbefehl-xatar-gangsta-rap> (letzter Zugriff: 08.04.2017).



Saudi Arabi Rich Money ¹³⁴

Haftbefehl – Ihr Hurensöhne / Saudi Arabi Rich Money, 2014

Haftbefehls Inszenierung einer orthodoxen Judengang als Freunde und Geschäftspartner ^A hat ebenso wie die radikale Überzeichnung der Frauenklischees nicht nur die Fangemeinde irritiert. In seinem Musikvideo überlagern sich die unterschiedlichsten Kodes – wie beispielsweise die Muslima in der mit Luis-Vuitton-Logos bedruckten Burka ^B. Was aber alles durchdringt, ist das Geld ^C, das gegenüber allem gleichgültig ist, seien es soziale, ethnisch-religiöse oder kulturelle Grenzen ^D.

4:25 Min. Regie: Chehad Abdallah. Produktionsfirma: EASYdoesit, Berlin.

4.053.399 Aufrufe auf YouTube: <https://youtu.be/MDJi8Qo2nck> (letzter Zugriff: 04.04.2017).

die Glaubwürdigkeit des Gezeigten und Gesagten lebt von der vermeintlichen Authentizität der Person, die performt und spricht (in einer genuin eigenen Sprach- wie Gesangsform, die das bekräftigt). Mit zahlreichen Anleihen textlich wie film-sprachlich bei den Action- und insbesondere den Mafiafilmen des Hollywoodkinos. Das Leben, ein Film: Schusswaffen, Drogen, Action, schnelles Geld – sinnfällig in Schmuck und teure Autos investiert. Die Beschwörung der eigenen Kraft und der männlichen Potenz. Hier der schlagkräftige und schlagfertige Mann, dort die »Bitches«, die begehrten Sexobjekte. Frauen tauchen eher selten als »Schwester«, als Teil der eigenen sozialen Gruppe auf. Im Mittelpunkt der Performanz steht der eigene, der männliche Körper, über den das heroisch-maskuline Weltbild artikuliert wird.

Die oftmals vorgebrachten Vorwürfe, das alles sei frauenverachtend und zudem noch homophob oder auch judenfeindlich, lässt Rapper wie Haftbefehl allerdings nicht gleichgültig.¹³³ Schaut man sich Haftbefehls Video zu »Saudi Arabi Rich Money«¹³⁴ (wieder mit Chehad Abdallah als Regisseur) an, zeigt sich seine künstlerischen Strategie im Umgang mit den genannten Vorwürfen wie mit den präformierten, aus dem Gangsta Rap übernommenen Attitüden und den gängigen Klischees, die er neu interpretiert und umkodiert. Das Video gliedert sich in zwei Erzählstränge. Einerseits sieht man eine Gang von orthodoxen Juden, die Schampus trinkend in einem alten Chevy über eine Betonpiste kurven, mit Haftbefehl als Rapper posieren und mit ihm einen anscheinend gerade abgeschlossenen Deal feiern. Andererseits gibt es delirierende Szenen des neugewonnen Reichtums in einer Lagerhalle, in der Dollarscheine herabregnen: es tauchen eine verschleierte Frau in Louis-Vuitton-Burka und Sneakers auf, neben einer schwarzen, spärlich bekleideten Schönheit, die sich lasziv auf einem Fass Dom Pérignon räkelt und einer jungen Frau im Lacoste-Tennisdress, die ein leben-

diges Krokodil an der Leine führt. Dazwischen der rappende Haftbefehl und ein funkelnagelneuer Mercedes Benz-Flügelträger. Außerdem zertrümmert eine mit Skimaske vermommt Frau mit einem Baseballschläger eine kostbare ostasiatische Vase und durchtrennt ein (verpixeltes) goldgerahmtes Gemälde mit einer Kettensäge. An anderer Stelle taucht ein Model im Bikini und auf High Heels auf, um die mit Frischhaltefolie Dollarbündel gewickelt wurden. Haftbefehl reagiert hier (zusammen mit Abdallah) auf sehr künstlerische Weise am Beginn des Videos zunächst auf den Vorwurf, er würde antisemitische Klischees bedienen (der ihm im Zusammenhang mit der Veröffentlichung seines Rap-Songs »Pssst« gemacht wurde).¹³⁵ Er antwortet darauf mit der verblüffenden Inszenierung einer orthodoxen Judengang als Freunde und Geschäftspartner. Markus Textor hat in seiner Rezension des Musikvideos kritisiert, dass Haftbefehl hier auf der strukturellen Ebene das antisemitische Klischee vom Finanzkapital, dass von den Juden beherrscht wird, nicht auflöst.¹³⁶ Diese bieten den Zugang zu Macht und Geld (Juden = Finanzkapital), man bedarf ihrer deswegen, ist sogar befreundet (Gangsterpose, gemeinsames Schampustrinken), aber sie kommen nach dem Deal nicht mehr vor, mit ihnen will man anscheinend nichts mehr zu tun haben: man hat nichts gegen Juden, ist sogar mit welchen befreundet, aber am Ende sind es doch die Juden, die Macht und Geld besitzen. Das kann man so interpretieren, greift aber meiner Meinung nach zu kurz. Haftbefehl (und mit ihm Abdallah) übertragen die künstlerische Strategie der Affirmation und Überhöhung von Klischees auch auf die antisemitische Ineinssetzung von Judentum und Finanzkapital. Reichtum wird in dem Musikvideo als Voraussetzung für ein selbstbestimmtes Leben thematisiert (dass die Verfügung über die begehrten Objekte und zugleich die Überschreitung des eigenen sozialen Milieus ermöglicht – beides mag eine Illusion sein, aber das ist an dieser Stelle nicht weiter von Belang) und auch als Grundlage von Macht verstanden

¹³⁵ Vgl. Boris Peltonen: Kokain

an die Juden von der Börse. Die Welt, 16.02.2014. <https://www.welt.de/kultur/musik/article106182968/Kokain-an-die-Juden-von-der-Boerse.html> (letzter Zugriff: 08.04.2017).

¹³⁶ Markus Textor: Saudi Arabi Richmoney – oder Haftbefehls ambivalente

Befreiung vom Antisemitismus. emanzipation & frieden, 23.10.2014. <http://www.emafrie.de/category/autorinnentexte/markus-textor> (letzter Zugriff: 08.04.2017).

(Geld regiert die Welt). Den Reichtum eignet man sich mit kriminellen Methoden an, die Identifikation mit der Mafia wird explizit ausgesprochen: »Teflon Don, John Hafti Gotti, Italian«. Die orthodoxen Juden sind nicht nur Geschäftspartner, sondern gehören dazu, posieren entsprechend als Gangster – sie teilen sich mit den Azzlacks den Status als Asoziale (die mit »bösem« Geld handeln). Der Schlüssel zum Verständnis ist das Geld (das vom Himmel herabregnet nach dem gemeinsamen Deal): es ist die unheimliche Macht und universelle Gestalt des Geldes, gegen alles gleichgültig zu sein, zugleich alles repräsentieren zu können, selbst aber vollkommen leer zu sein (als Abstraktion der Wirklichkeit) – diese unheimliche Inhalts- und Ortslosigkeit (das im zweiten Erzählstrang des Videos als delirierendes ökonomisches Nirwana inszeniert ist) wird im Antisemitismus dem Judentum unterstellt. Und hier konsequent positiv gewertet als soziale wie ethnisch-religiöse Grenzen überschreitende Kraft. Damit wird das antisemitische Klischee von den Juden als besonders guten und unmoralischen Geschäftsleuten letztendlich bestätigt, aber eben auch positiv umkodiert, was entsprechende Irritationen in der Fangemeinde hervorrief. Und gerade durch die Überlagerung unterschiedlicher, anscheinend unvereinbarer Kodes (Rapper und Gangster/orthodoxe Juden) festgefügte Identifikations- und Abgrenzungsmuster verunsichert. Durch die drastische Überzeichnung und Überlagerung der bekannten Klischees werden diese als solche kenntlich, ihre künstlerische Inszenierung und damit Künstlichkeit sichtbar. Was Raum zum Nachdenken lässt.

Ähnlich funktioniert die Behandlung des Geschlechterverhältnisses in »Saudi Arabi Rich Money«. Auch hier bleibt es strukturell bei der Geschlechterdichotomie: auf der einen Seite der dominierende Mann, der über Geld und Macht verfügt (Haftbefehl), auf der anderen Seite die anonym bleibenden Objekte der Begierde: die Heilige (Muslima), die Nutte (Stripperin) und die Partnerin

¹³⁷ »Das Geld ist abstraktes Ding, und seine Abstraktheit ist als gesellschaftliche erkennbar.« Alfred Sohn-Rethel: Das Geld, die bare Münze des Apriori (1976). Berlin 1990, S. 31.

(hier als Oberschichtsangehörige über den Tennisdress markiert), die sich ihm (und dem Betrachter, der Blick ist eindeutig männlich) anbieten. Soweit, so bekannt. Aber eine vollverschleierte Muslima, deren Burka mit Louis-Vuitton-Logos versehen ist (Reichtum als verborgene Macht), eine Stripperin auf einem Fass Dom Perignon, aus dem es spritzt (Reichtum als sichtbare Potenz), eine höhere Tochter im Lacoste-Tennisdress, die ein lebendiges Krokodil an der Leine führt (Reichtum als sublimen Herrschaft) – das ist in seiner Zuspitzung auf die alle (eben auch sozialen) Grenzen überschreitende Kraft des Geldes eine zeitgenössische Allegorie des Reichtums. Die weiblichen Personifikationen des Reichtums sind schlicht Abstraktionen, wenn man so will, Realabstraktionen, die den sozialen Körper durchziehen.¹³⁷ Die dargestellten Frauenklischees in ihrer Überzeichnung und in der Überlagerung mit Reichtumschiffren können (um in der Metaphorik zu bleiben) gar nicht für bare Münze genommen werden und zugleich sind sie genau das: bare Münze (das mit Dollarbündeln eingewickelte Model verweist darauf explizit). Bleibt als letzte die Vermummte (die nur schemenhaft als Frau zu identifizieren ist), die wertvolle Kulturgüter, die ostasiatische Vase und das goldgerahmte Gemälde, zerstört: in dieser Phantasmagorie des Reichtums werden auch alle höheren Werte vernichtet. Dahinter ist nichts - was aber bleibt, ist das Geld. Wirkliche Frauen spielen hier keine Rolle. Wer seine Rolle spielt, ist die Künstlerpersönlichkeit Haftbefehl, die Potenz und Macht buchstäblich verkörpert. Das sinnstiftende Zentrum ist der männliche Körper, der über Sprechgesang, Beat und Kamerablick direkt adressiert wird. Und der über das Geld die Macht über die begehrten Objekte hat, die im Film ausgebreitet und ihm (und dem Betrachter) angeboten werden. Die heteronormative Ordnung wird nicht hinterfragt, aber trotzdem: wer kann dieses Delirium als »wirklich« nehmen? Ist es nicht auch hier die konsequente Überzeichnung, die die Künstlichkeit der adaptierten Attitüden und angesprochenen Klischees

¹³⁸ »Gibt es Ihrer Erfahrung nach in Deutschland Ghettos?

Haftbefehl: Auf jeden Fall gibt es Ghettos. Wo leben Sie denn, Mann?

Xatar: Hochhausbezirke, wo Leute keinen Job haben, vom Amt Geld beziehen, Drogen rauchen, dealen, klauen: Natürlich gibt es das.«

Dichter der Neuzeit, Die Zeit, 34/2016. <http://www.zeit.de/2016/34/>

[haftbefehl-xatar-gangsta-rap](#) (letzter Zugriff: 08.04.2017).

JAM – Unten, 2014

In dem Musikvideo des Offenbacher Rappers JAM wird Offenbach ebenfalls als Ghetto dargestellt, als »Drecksstadt« **A**, wo das »so genannte, letzte Pack« lebt – exemplarisch werden einzelne anonym bleibende Einwohner gezeigt: der junge Familienvater mit Kind auf dem Arm **B**, das verloren vor dem Hochhausbriefkasten stehende Kind **C** und der gebeugte Alte **D**: »[...] egal wie man's wendet, unten bleibt unten, was willst du dran ändern.« 3:50 Min. Regie: IMUN (Henning Brix).

Produktion: Weneedcolors. 123.240 Aufrufe auf Youtube:

https://youtu.be/po1eK_JGtMw (letzter Zugriff: 13.04.2017). Das Video findet sich

auch auf www.oflovesu.com unter der Rubrik OF TV/Assi.



hervortreten lässt, eine entsprechende Irritation hervorruft und zugleich das hinter den Trugbildern lauende Reale aufscheinen lässt? Verhandelt wird es über die Körper. Aber wessen Körper wird angesprochen und wessen Körper angeboten? Letztendlich ist es der männliche Körper (und der männliche Blick), der angesprochen aber auch angeboten wird, der die integrierende Instanz bildet. Und der sich im Dunkelraum (Lagerhalle) seiner Phantasmen zu behaupten hat.

Dieser heroisch-maskulin aufgeladene Körper muss auch den Raum beherrschen, daher die Gang-Attitüde. Das Ghetto – die virtuelle Gemeinschaft der eigenen sozialen Gruppe – wird über das Ghetto-Klischee angesprochen, die Rückvermittlung in den Alltagsraum erfolgt über diese medial präformierte Figur. Entsprechend ist der wahrgenommene und gelebte soziale Raum der strategische Ort, den es symbolisch zu okkupieren gilt, indem er in das eigene kulturelle Wertsystem eingefügt wird. Es werden nicht nur die individuellen Erfahrungen, sondern eine soziale Realität artikuliert, die übergreifend für die soziale Gruppe gilt und mit deren Artikulation eben auch auf die gesellschaftliche Realität Einfluss genommen werden soll.¹³⁸ Das dem Politischen vorgelagerte Feld des Kulturellen mit all seinen habituellen, sprachlichen und sexuellen Dimensionen eignet sich dafür bestens, da es gleichzeitig dem Gruppenzusammenhalt dient und Sichtbarkeit nach Außen produziert. In der Rückvermittlung auf den Ort entsteht dabei auch ein Konkurrenzkampf um die Interpretation und symbolische Aneignung von Räumen mit anderen sozialen und kulturellen Akteuren. Der Offenbacher Rapper JAM (der biografisch nichts von sich preisgibt) versteht sich ausdrücklich als Sprecher derer von »Unten«¹³⁹ (so der Titel des gleichnamigen Songs): »Für das, so genannte, letzte Pack / Leben in 'ner Drecksstadt, ich bin der Reporter«. Im Musikvideo wird Offenbach als trostlose Stadt der Migranten inszeniert, hinterlegt mit der »Hook«: »Es ist immer



¹⁶⁰ Vater und Sohn Konstantinidis, wie sie sich selbst in ihrem Geschäft präsentieren. <http://www.oflovesu.com/little-globe/geschaefte/kostantinides> (letzter Zugriff: 13.04.2017)

¹⁶¹ Beispielsweise wurde das Musikvideo zu Haftbefehls »Azzlack Motherfuck« von den HfG-Studenten Ferdinand Paul und Deveroe Aurel Langston gemacht (Produktion: phenomfilm.de & immersiv.org).

dasselbe; wir kommen nicht voran / Wir wollten hoch hinaus aber fuhr'n an die Wand / Egal wie man's dreht, egal wie man's wendet / Unten bleibt unten, was willst du dran ändern«. Ausgehend vom auf einer Brachfläche rappenden JAM streift die Kamera durch die Offenbacher Innenstadt, hält die typischen kleinen migrantischen Läden mit ihren Inhabern und Verkäufern im Bild fest – wie beispielsweise den griechisch-italienischen Fisch- und Feinkosthandel Konstantinidis. Der alte Konstantinidis rückt bei JAM mit der Songzeile »Vater auf Maloche, in der Nachtschicht / Hat nicht viele Ziele, ist zufrieden wenn wir satt sind« ins Bild. Bilder zu Konstantinidis findet man aber auch auf der an der Hochschule für Gestaltung initiierten »OF loves U«-Webseite unter der Rubrik »Little Globe«, hier allerdings ganz anders konnotiert: als Ausweis mediterraner Lebenskultur in Offenbach.¹⁶⁰ In warmen Farben gezeichnet findet sich dort auch ein Foto der Ladeninhaber, Vater Georgius und Sohn Stelios Konstantinidis. Spricht man diese auf die unterschiedlichen medialen Darstellungen ihres Geschäfts an, zuckt Stelios nur mit den Achseln und grinst: »Ist halt Werbung«. Das Beispiel zeigt, wie hier zwei Welten bildlich aufeinander stoßen – einerseits die der kosmopolitisch (und auch ökonomisch international) ausgerichteten kreativen Elite (die Webseite adressiert Studierende und Kreative, die nach Offenbach ziehen wollen oder bereits hier leben) und andererseits die der Niedriglöhner- und Migrantenfamilien, deren Perspektive hinsichtlich Aufstiegschancen und Teilhabe an Wohlstandsgewinnen eher eingeschränkt ist (was JAM unmissverständlich ausspricht). Hier werden Räume symbolisch angeeignet und kulturell verhandelt – in einer großen Bandbreite der Interpretationen und in Reaktion aufeinander, man kennt sich schließlich.¹⁶¹ Wenn etwa der HfG-Alumnus Boris Dörning, auch bekannt als der Rapper und Videokünstler Borismann, ein Mixtape produziert, wo er von Offenbacher Rappern wie Ree G (der selbst auch einen sehr interessanten Rapsong zu Offenbach veröffentlicht hat) unterstützt wird und

Kick in the Door ¹⁴²



Borismann – Kick in the Door, 2013

Der Rapper und Videokünstler Boris Dörning aka Borismann hat mit seinem Videoteaser die gängigen popkulturellen Klischees persifliert – vom maskierten Skater ^A über den an der Kette ausgeführten nackten Mann ^B und dem als Gangsta posierenden Metalller ^C bis zu den sich abknutschenden Männern ^D.

1:13 Min. Regie und Produktion: Boris Dörning. 1.768 Aufrufe auf Youtube: <https://youtu.be/IMWVqyZMi74> (letzter Zugriff: 13.04.2017).

Vgl. auch: <http://www.borisdoerning.de>. Kick in the Door ist eine limitierte Tape-Edition (100 Expl.) mit handgemachten Siebdruck-Cover, Poster und Sticker.

¹⁴³ Vgl. Julia Gschmeidler:

The Message Close-Up: Borismann – Kick in the door. 30.09.2013. <http://www.themessage.at/the-message-close-up-borismann-kick-in-the-door> (letzter Zugriff: 13.04.2017).

dazu einen Videoteaser (»Kick in the Door«¹⁴²) veröffentlicht, der die gängigen Offenbach- und Gangsta Rap-Klischees genussvoll persifliert. Wieder sind es die industriellen Brachflächen und die anonymen Hochhäuser und Straßenschluchten, die bekannten Orte und Symbole, die den Rahmen bilden. Unterlegt mit einem vorwärtsreibenden Beat tauchen ein Skater mit Clownmaske (und »Zero Fucks Given«-T Shirt), ein Biker (vor der »Universum«-Installation), ein Breakdancer, ein mit Schusswaffe posierender tätowierter Metalller, ein vermummter Sprayer, ein nackter, als Kettenhund ausgeführter und entsprechend geifernder Mann auf. Zu guter Letzt knutschen auch noch zwei Männer miteinander – da anscheinend keine Frauen vorhanden sind.¹⁴³ Die popkulturell kodierten Identitätsmuster werden ironisch gebrochen. Allerdings wird hier aus der Position des Kunsthochschulabsolventen agiert, der an ein anderes (imaginäres) Publikum, das Kunstpublikum, adressiert, auch wenn man selbst mit der Rapperszene verbunden ist. Die beiden Beispiele veranschaulichen wie zwei unterschiedliche soziokulturelle Milieus ihre kulturellen Werte über die symbolische Aneignung der gleichen städtischen Räume etablieren. Auch wenn es Überschneidungen der beiden Milieus gibt, da sich in der Kunsthochschulszene Studierende mit Migrationshintergrund und auch aus ärmeren sozialen Schichten und in der Rapperszene herkunftsdeutsche Mittelschichtkinder und wirtschaftlich erfolgreiche Künstler (wenngleich entsprechend auf beiden Seiten eher in der Minderzahl) finden, bleiben die Perspektiven hinsichtlich der Lebenschancen doch unterschiedlich, zeigt sich auch hier ein soziales einander Fremdsein. Perspektivisch bietet das Kunsthochschulstudium bessere Chancen. Künstlerinnen und Künstler sind zwar mit Prekarität konfrontiert (und sicherlich auch aus diesem Grund sensibilisiert für soziale Fragen), können aber ihre Bildung prinzipiell verwerten. Sie entwickeln über das Studium tragfähige soziale Netzwerke, die im Berufsleben hilfreich sind. Kunsthochschulabsolventinnen und –absolventen verfügen zudem durch ihre

Ausbildung über weitreichende kulturelle Kompetenzen, was ihnen auch die Selbstdistanzierung und das Spiel mit kulturellen Kodes und ihren Identifikationsmustern erleichtert.

Interessant ist, dass die körperlich wahrgenommene, vorgestellte und erfahrene Alltagswelt (im Sinne Henri Lefebvres) über die Platzierung des Körpers im Raum (ob explizit herausgestellt oder implizit vorausgesetzt) in den unterschiedlichen künstlerischen Interpretationen des städtischen Alltags im Mittelpunkt steht. Im Straßen-Rap ist es der maskuline Körper, der in seiner medialen Inszenierung mit den individuellen Mitgliedern eine sozialen Gruppe verknüpft wird. Der Körper wird hier über die künstlerische Inszenierung und in seiner direkten Körperansprache (und deren medialer Verstärkung) zur integrierenden Instanz, dient der Selbstermächtigung und Identitätsbildung. Maskulinität als kulturelle Konstruktion wird entsprechend nicht hinterfragt, bildet den blinden Fleck. Sie begründet aber den konkreten Raumspruch (frei nach Pierre Bourdieu: »... es ist der Habitus, der das Habitat macht«)¹⁴⁴ gerade durch die heroisch-maskuline Pose, der expliziten Zurschaustellung der Durchsetzungsfähigkeit und Entschlossenheit, der »Härte« und Geschlossenheit, mit der ein eigener Raum markiert wird. Entsprechend werden im »Ghetto«-Bild spezifische Merkmale von Geschlecht, Schicht und Ethnizität zusammengeführt. Was in Gegensatz zum Körperinsatz der Studierenden steht: Hier bleibt der Körper offen zum sozialen Raum, er lässt andere geschlechtliche und ethnische Bestimmungen und Zuordnungen zu, bleibt unbestimmt in der sozialen Positionierung und ist daher eher weich konturiert und schmiegsam zu den Verhältnissen. Das Bild der Stadt oszilliert hier zwischen Dystopie (Anonymität und Verlorenheit, existentielles Fremdsein) und Utopie (als Freiheitsversprechen und der immer möglichen Feier des Augenblicks, in der das Fremdsein ekstatisch aufgehoben wird).

¹⁴⁴ Pierre Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt/Main, New York 1991, S. 25–34, hier S. 32.

Offenbach mon amour ¹⁴⁵



A



B



C



D

Offenbach mon amour, 2009

Der Musikfilm ^A von Hannes Körkel ist eine bitterböse Parodie der Offenbach-Klischees. Der betrunkene, rumtorkelnde, als Superman verkleidete Jungkünstler ^B trifft auf die fidelen Biertrinker an der Trinkhalle ^C, mit denen er »Offe'bach« hochleben lässt und sinniert über die Stadt, »in der jeder etwas verbrochen hat.« ^D 3:35 Min. Regie: Hannes Körkel. Musik: Michael Laven, Jörg Ritter, Torstn Kauke, Hannes Körkel. 6.019 Aufrufe auf Youtube: <https://youtu.be/-292U6TpllQ> (letzter Zugriff: 08.04.2017).

Das alles kann man auch durch den Kakao ziehen (glücklicherweise hat Humor ja eine befreiende Wirkung). Der Musikfilm »Offenbach mon amour«¹⁴⁵ (gedreht, gesungen und dargestellt vom HfG-Studenten Hannes Körkel) ist der selbstironische Kommentar zu einem Bohème-Dasein zwischen Drogen-sucht und genialem Überschwang, ein Abgesang auf das Supermannsein und nicht zuletzt eine bitterböse Parodie auf all die Offenbach-Klischees. Zu Beginn spielen drei Männer mit Papiermasken auf selbstgebastelten Instrumenten (selbstverständlich unter dem »Universum«-Schriftzug) und singen »Gott sei Dank leb' ich in Offenbach / der Stadt, in der jeder was verbrochen hat«, des weiteren torkelt ein betrunkenener Mann im Superman-Kostüm durch die Gegend und pinkelt an das Offenbacher Rathaus (»... hier lässt es jeder raus«), auf den Rathautreppenstufen sitzend hält er abwechselnd Schilder hoch mit »Mon Amour«, »Fuck you« und »Haste mal 1 €« (eine kleine Anspielung auf den kommunalen Finanznotstand), dazwischen die üblichen Großstadtsequenzen (mit besonders attraktiven Spots wie dem siebengeschossigen Parkhaus am zentralen Marktplatz oder der verratzten Miniglaspyramide am menschenleeren S-Bahneingang Kaiserlei), dazu Tanz- und Gesangseinlagen und als Höhepunkt ein Zusammentreffen mit den »Assis«, mit einer fidelen Biertrinkerrunde (meistenteils wohl ur-hessischer Herkunft) vor und in einer ortstypischen Trinkhalle: »... am Abend gehen alle / in die verdammte Trinkhalle« (die Trinkhalle heißt zu alledem auch noch »Blaue Lagune«, wie man ungläubig im Nachspann erfährt – wer denkt sich denn so was aus?). Der schwarze Bierverkäufer hat auch noch einen kurzen Auftritt mit Weihnachtsmannmütze (gewissermaßen als Neuinterpretation des alten weißen Mannes, der die Geschenke bringt). Die Verbrüderung im Trunk zwischen Protagonist (nach wie vor mit Papiermaske) und Biertrinkern sprengt ersichtlich die sozialen Grenzen, gemeinsam stimmt man in den Refrain ein: »Offe'bach, Offe'bach ...«. Wo sonst, wenn nicht in

Offenbach, denkt man sich. Der spöttische Grundton und die selbstironische Inszenierung des männlichen Künstlers (torkelnder Supermann) machen deutlich, dass die Dinge nicht so sind, wie sie scheinen, sogar nichts so sein könnte, also Inszenierung ist. Interessanterweise rückt aber auf diese Weise der soziale Gehalt in den Blick, besonders in der offensichtlich nicht inszenierten Trinkhallenszene. Es ist die Selbstverortung des angehenden Künstlers in seiner ungesicherten sozialen Position, in einem ironisch gebrochenen Künstler-Außenseitertum. Die fröhlich sich betrinkenden Unterschichts-Außenseiter geraten dabei mit in den Blick. Im Rausch findet man zueinander, im Lachen löst sich der Deutungs- und Identifikationszwang auf.

Bezogen auf Offenbach zeigen die künstlerischen Beispiele, dass hier ein lokales Identitätsbewusstsein besteht, dass den konkreten Ort des Alltagslebens auf unterschiedliche Weise kulturell neu bestimmt. Unterschiedliche soziokulturelle Milieus wie die der HfG-Studierenden und der Straßen-Rapper thematisieren über Musikclips, Events, Interventionen und Aktionen ihre sozialen Positionen im städtischen Raum. Lokalität wird auf diese Weise erst produziert und kulturell verhandelt, auch in der kreativen Umgestaltung global zur Verfügung stehender popkultureller Identifikationsmuster. Es zeigt sich aber auch, dass die gleichen Räume verschiedene milieuspezifische Bedeutungen haben können und entsprechend anders künstlerisch inszeniert und symbolisch verhandelt werden. Mit ihren kulturellen Produkten, ihrer sozialen Rolle als Kulturproduzenten und herausragenden Rolle bei der Entwicklung und Neugestaltung von Identifikationsmustern (ohne Kultur keine Identitätsbildung) und ihrer Rückvermittlung in den städtischen Raum (medial vermittelt oder in direkter Interaktion) artikulieren die beschriebenen Kunstwerke Lebens- und Erfahrungszusammenhänge und prägen so das Verständnis des gelebten Orts, der Stadt. Ihr Publikum, die unterschiedlichen Adressaten der Kunstwerke, ist

aber nur eingeschränkt identisch mit den Einwohnern, insofern steht der konkrete Ort (Offenbach) hier auch prototypisch für die deutsche Großstadt. Die Besonderheit Offenbachs, seine übergreifende ethnisch-kulturelle Heterogenität und Internationalität, bildet dabei aber einen wesentlichen Bezugspunkt. In der künstlerischen Auseinandersetzung mit den sehr unterschiedlichen Ausprägungen des für das Stadtleben konstitutiven Fremdseins wird dies deutlich. Das Fremdsein wird in all seinen Facetten, von der individuellen Verlorenheitserfahrung bis hin zum milieubildenden Erfahrungszusammenhang thematisiert. Die kleine globale Stadt erzählt auch auf diese Weise ihre Geschichte, deren vielfältige Sinnstiftungen und Artikulationsweisen offen bleiben, einen Überschuss produzieren, der über das Gegebene hinausgeht und neue Formen der (symbolischen) Aneignung und des Erlebens der Stadt eröffnet, zugleich aber auch in der Rückvermittlung auf den Ort diesen als spezifische Lokalität mit konstruiert.

IV.

SCHAUPLATZ DER KÜNSTE, ORT DES FREMDSEINS,

KLEINE WELTSTADT

—

ZUVIEL DES GUTEN?

¹⁴⁶ Vgl. Kai Vöckler: Schauplatz aller Künste. In: Susanne Märtens, Hannes Böhringer (Hg.): Vorsicht Wagnis! Kunst/Wissen/Forschen. Nürnberg 2013, S. 140–151.

¹⁴⁷ Vgl. Armin Nassehi: Wer spricht für wen? <http://www.dramaturgische-gesellschaft.de/assets/Uploads/ContentElements/Attachments/Armin-Nassehi-Wer-spricht-fuer-wen.pdf> (letzter Zugriff: 15.04.2017).

Resümierend lässt sich feststellen, dass die künstlerische Perspektive nur eine der vielen möglichen Perspektiven ist, aus der in und über die Stadt kommuniziert werden kann. Die beschriebenen Beispiele zeigen aber, wie über die Kultur, über symbolische Chiffrierung von Zugehörigkeiten und Gruppenidentitäten (in der Vermittlung an ein imaginäres Publikum, das sich nicht eindeutig bestimmen lässt und keinesfalls einheitlich ist), die sozialen Positionen verhandelt werden und darüber hinaus, wie die Stadt als sozialer Raum sichtbar und erlebbar gemacht zum Schauplatz der Künste wird.¹⁴⁶ Das Besondere an der künstlerischen Form ist, dass das Inszenatorische hervortritt und klar macht, dass es nicht identisch mit dem Gezeigten ist und daher auch nicht einfach eine wie auch immer geartete gesellschaftliche Realität einfach nur widerspiegelt¹⁴⁷, sondern den Ort auf unterschiedliche Weise in der künstlerischen Kommunikationsform wahrnehmbar macht, ihn als Schauplatz mit hervorbringt und auf diese Weise mitgestaltet. Damit werden neue Wahrnehmungs-

möglichkeiten und Verständnisperspektiven eröffnet. Die muss man nicht unbedingt mögen oder gut finden, dass gute an der Kunst ist ja auch ihre Künstlichkeit (umso mehr das Inszenatorische hervortritt, umso weniger herrscht Identifikationszwang, ließe sich zugespitzt argumentieren). Nichtsdestotrotz geht es bei den besprochenen Beispielen aber auch immer um etwas Konkretes: um den Ort, in dem man lebt. Und wie man ihn erlebt.

Das Besondere der Stadt ist, dass hier auf einem begrenzten Raum, gerade auch als Teil des Alltags, die sozialen, ethnischen und kulturellen Unterschiede wahrgenommen und als einem selbst oftmals fremd erlebt werden. Und das ist ganz in Ordnung so. Denn gerade das Sich-fremd-Sein garantiert die Freiheit des Einander-gewähren-Lassens. Zugleich bewirkt das Fremdsein eben auch Abgrenzung, Besinnung auf das Eigene – das Eine ist ohne das Andere nicht zu haben. Keine Identität ohne Alterität. Aber erst, wenn man sich selbst dabei fremd wird, den Blick umkehrt auf das Eigene als das mögliche Andere, es selbst nur als eine von vielen Möglichkeiten begreift, erschließt sich die Freiheit in der Stadt zu leben. Diesen Blick einzuüben, die gewohnten Schemata aufzubrechen, andere Wahrnehmungen von sich und den Anderen zu ermöglichen – das können die urbanen Künste. Urban, weil sie die besondere Form der Interaktion von Mensch und städtischem, sozial produziertem Raum in ihrer Formensprache spiegeln, unterschiedliche Wahrnehmungsweisen miteinander artikulieren und Darstellungsweisen neu kodieren, um auf diese Weise die Stadt dem Erleben der Bewohner auf neuartige Weise zugänglich zu machen.¹⁴⁸ Am Beispiel der Musikclips und experimentellen Dokumentarfilme habe ich das versucht zu zeigen. Diese gestalten in ihrer Form der Kommunikation über die Stadt deren Urbanität mit.

Die Vieldeutigkeit und Vielfalt der Stadt, als Ort der gelebten Differenzen, findet in der Urbanität ihre eigene kulturelle Form:

¹⁴⁸ Vgl. Walter Prigge:

Die Revolution der Städte Lesen. Raum und Präsentation. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt/Main 1991, S. 99–112.

Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht.
Bielefeld 2013, S. 15–25.

¹⁴⁹ Vgl. Erol Yildiz:

als Lebens- und Verhaltensweise akzeptiert sie souverän die Heterogenität und damit das Anders- und das Fremdsein (und die dauerhafte Anwesenheit des Fremden). Die Stadt als Ort der gelebten Differenzen – es ist die Heterogenität als treibende Kraft, die die Stadt zum Ort der gesellschaftlichen Erneuerung werden lässt. Am Anfang stand die These, dass sich in Offenbach eine neue Form der Urbanität entwickelt, die die national-kulturellen Leitvorstellungen herausfordert. Das zeigt sich wie beschrieben in der künstlerischen Kommunikation über den konkreten Ort, in seiner symbolischen Aneignung und Umkodierung, aber auch im Alltagsleben, in der Vermischung und Neuformierung kultureller Codes, die den Ort auf neue Weise artikulieren und sichtbar machen. Die daraus resultierenden unterschiedlichen Aneignungsstrategien und Lokalisierungspraxen sind kreative Leistungen, die die Stadt gestalten.¹⁴⁹ Das zwingt die Einzelnen wie die verschiedenen sozialen Gruppen, den konkreten Ort und den erfahrbaren Raum neu zu imaginieren, eine andere Vorstellung von der Stadt, in der man lebt, zu entwickeln. Auch das lässt sich in künstlerischen Zeugnissen ablesen, wenngleich diese nur einen Ausschnitt wiedergeben.

Vielleicht deute ich hier in die kleine deutsche Großstadt Offenbach zu viel hinein. Aber warum eigentlich nicht? Vielleicht ist es ja gerade die überschaubare Größe, die Offenbach für die Betrachtung so interessant macht. Was allerdings fehlt sind evidenzbasierte Erkenntnisse. Man wüsste gerne mehr über die verschiedenen sozialen Milieus der Stadt und ihre Interaktion miteinander als auch über ihre translokalen Beziehungen in die Welt hinein, ideell, virtuell wie reell. Das ist auch vor dem Hintergrund der hohen Fluktuationsquote, der höchsten in Deutschland, zu sehen. So sind in den migrantisch am stärksten belasteten Stadtvierteln innerhalb eines Jahres Zu- und Wegzüge um die 20 Prozent zu verzeichnen. Darüber weiß man wenig: Wer zieht woher und warum und bald wohin wieder weg, einschließlich

¹⁵⁰ Zur Translokalität

am Beispiel Prishtina vgl. Jonas König, Kai Vöckler: A translocal capital? Prishtina. *MONU, Independent Urbanism*, Nr. 25, 2016, S. 16–21.

des Phänomens der Pendelmigration, die auf neuartige Weise den Herkunftsort mit der Ankunftsstadt verknüpft.¹⁵⁰ Auch wie sich dieses ständige Kommen und Gehen auf die Entwicklung des Gemeinwesens auswirkt bleibt ungewiss. Aber auch die These von Doug Saunders zur Funktion der Ankunftsbezirke (»Arrival Cities«) als Orte der Erstintegration und Basis für den sozialen Aufstieg, verbunden mit der damit einhergehenden räumlichen Verlagerung des Lebensmittelpunkts in die »besseren Gegenden«, könnte noch Empirie und Differenzierung unter deutschen Verhältnissen gebrauchen. Hier bietet sich Offenbach als Laboratorium globaler Urbanität an, was aber nicht losgelöst von seiner Position und Funktion innerhalb der global positionierten Metropolregion Rhein-Main gesehen werden kann.

¹⁵¹ Vgl. Julia Kristeva:

Was ist ein Fremder? Anmerkungen einer energischen Pessimistin. *Kursbuch* 185, März 2016, S. 14–34, hier S. 32.

¹⁵² Vgl. Armin Nassehi:

Vertraute Fremde. Eine Apologie der Weltfremdheit. *Kursbuch* 185, März 2016, S.137–154, hier S. 151.

Bemerkenswert ist das ausgesprochen friedliche und angenehme Miteinander in Offenbach. Ob das so bleibt, ist nicht sicher. Das ist vor dem Hintergrund der Debatte um die immer stärkere Ausbildung sich voneinander isolierender Migrantenumilieus (Diasporagemeinden) und den damit verbundenen Bedrohungs- und Verlustängsten der nicht mehr alles dominierenden herkunftsdeutschen Einwohnerschaft zu sehen. Selbstverständlich ist ein weitgehend gut funktionierendes Miteinander sich kulturell Fremder nicht – es braucht dafür Vertrauen zueinander. Das bedeutet, wie argumentiert wurde, in einer Gemeinschaft von Fremden sich selbst als Fremden anzuerkennen.¹⁵¹ Und diese gemeinsame Fremdheitserfahrung wird über die städtische Kultur, in der Urbanität sichtbar, aber auch durch diese vor Ort und im Alltag erlebt. Die Stadt macht das Fremde vertraut.¹⁵² In Offenbach, der Stadt mit der höchsten ethnisch-kulturellen Diversität in Deutschland, beginnt sich diese grundlegende Fremdheitserfahrung zu einer gemeinsamen Geschichte, als einer vor Ort geteilten Erfahrung zu formen. Es ist die Geschichte von der kleinen Weltstadt mitten in Deutschland.

¹⁵³ Vgl. Collier, Exodus, a. a. O.; Ruud Koopmans, Anna Dunkel, Merlin Schaeffer, Susanne Veit: Ethnische Diversität, soziales Vertrauen und Zivilengagement. Projektbericht. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. SP IV 2011–703, Dezember 2011. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2011/iv11-703.pdf> (letzter Zugriff: 01.05.2017).

¹⁵⁴ Vgl. Schulze-Böing, Wie schaffen wir das?, a. a. O., S. 354.

¹⁵⁵ Ebd. ausführlich zum Integrationskonzept der Stadt Offenbach.

ORT DER GESTALTUNG

Zuviel des Guten? Es gibt die warnenden Stimmen, die auf die Schwächung des sozialen Zusammenhalts bei zunehmender ethnischer und kultureller Vielfalt verweisen.¹⁵³ Die Meinungen gehen auch hier weit auseinander. Vielleicht ist einer der Gründe, warum es in Offenbach so gut funktioniert, dass es hier keine große Konzentration einzelner ethnischer Gruppen gibt – was der Bildung geschlossener, sich abgrenzender migrantischer Milieus entgegen wirkt.¹⁵⁴ Auch das wäre genauer zu untersuchen. Aber vielleicht liegt es auch daran, dass die Kommune, Stadtpolitik und Stadtverwaltung, eine sehr gute Integrationsförderung betreibt, die aktiv auf die Zuwanderer zugeht, Netzwerke stimuliert und unterstützt.¹⁵⁵ Dabei bleibt der Fokus auf den Zuwanderern, im Umkehrschluss ließe sich auch fragen, was mit den Alteingesessenen ist – wer bleibt, wer geht und warum? Offene Fragen, deren genauere Untersuchung Aufschluss geben könnte, woran sich die Identifizierung mit dem Ort, wo man lebt, festmacht. Und welchen Einfluss das auf das Grundverständnis hat, dass man einen gemeinsamen Raum teilt.

Die Stadt als Ort der gelebten Differenzen: daraus bezieht die Stadt ihre Kreativität, ihre Produktivität und damit ihre Innovationsfähigkeit. Die Voraussetzung dafür ist soziales Vertrauen. Ich habe für ein anderes, weiteres Verständnis von Kreativität plädiert, das dieses nicht auf die Gewinnung von Prosperitätseffekten reduziert. Denn der soziale Austausch, die Orientierung am Gemeinwohl und der sich in den Interaktionen unterschiedlicher sozialer, ethnischer und kultureller Milieus konstituierende Gemeinsinn sollte nicht nur als politisch richtige und

¹⁵⁶ Vgl. Collier, Exodus, a. a. O., S. 93.

¹⁵⁷ Vgl. Samuel Bowles, Herbert Gintis: Die Gemeinschaft als Regelmechanismus. Das »Soziale Kapital« zwischen Markt und Staat. In: Ernst Fehr, Gerhard Schwarz (Hg.): Psychologische Grundlagen der Ökonomie. Über Vernunft und Eigennutz hinaus. Zürich 2002, S. 73–80.

¹⁵⁸ Vgl. Ilse Helbrecht: »Stadt der Enklaven?« Neue Herausforderungen der Städte in der globalen Wissensgesellschaft. In: Neues Archiv für Niedersachsen. Nr. 2, 2009, S. 2–17. https://www.geographie.hu-berlin.de/de/Members/helbrecht_ilse/downloadsenglish/stadtderenklaen (letzter Zugriff: 01.05.2017)

ethisch wünschenswerte Entwicklung gesehen werden, sondern auch als ein Raum, den es mitzugestalten lohnt. Das soziale Vertrauen ist auch für viele Wirtschaftswissenschaftler eine wichtige ökonomische Ressource: sie sehen das Vertrauensniveau in Wechselwirkung mit dem Wohlstandsniveau. Gerade soziales Vertrauen, das sich in gegenseitiger Rücksichtnahme ausdrückt, ist sowohl für Kooperation als auch Fairness wichtig und Grundlage guten Wirtschaftens.¹⁵⁶ Sozialkapital, dass durch den Austausch miteinander und der Bereitschaft zur Kooperation zwischen Bürgern erzeugt wird, trägt nach Auffassung der Wirtschaftswissenschaftler (ebenso wie das Humankapital) wesentlich zur Zunahme des individuellen wie des gesellschaftlichen Reichtums bei (auch wenn die Zusammenhänge zwischen der Höhe des Vertrauensniveaus und dem Wirtschaftswachstum nicht definitiv geklärt sind).¹⁵⁷ Man sollte das aber nicht nur auf Arbeitsprozesse und Geschäftsbeziehungen reduzieren, das soziale Vertrauen umfasst das ganze Lebensumfeld. Und hier kommt der Ort, wo man lebt und arbeitet, wieder ins Spiel.

Das ist vor dem Hintergrund der Abgrenzungs- und Distinktionsprozesse zu sehen, die mit der Aufwertung der Stadträume zu »Kreativquartieren« einhergehen. Denn mit der Toleranz ist es bei den Kreativen (womit die gemeint sind, die durch die entsprechende Bildung über das nötige Humankapital verfügen) nicht so weit her, wie Studien in England und den USA gezeigt haben. Die soziale Mischung und Andersartigkeit im Stadtteil ist oftmals kein Wert, sondern Hindernis für zunehmend durch eine flexibilisierte Ökonomie in der Arbeitswelt überforderte Wissens- und Kulturarbeiter, die sich im Privaten nach der Ruhe und Geborgenheit des eigenen Milieus sehnen – zu dem die aufgrund ihrer Bildung und ihrer sozialen Stellung marginalisierten Bevölkerungsgruppen nicht gerechnet werden.¹⁵⁸ Das deckt sich auch mit den schichtspezifischen Abgrenzungspraxen, die Noller und Ronneberger im neuen Dienstleistungsmilieu Frankfurts

festgestellt haben. Die tolerante, kosmopolitische Haltung bezieht sich auf die Angehörigen der gleichen sozialen Schicht. Wie gezeigt wurde, stößt in Offenbach die Welt des migrantisch geprägten Serviceproletariats (»Arrival City«) auf die Welt der Kreativen (»Creative City«). Entwickelt sich Offenbach zu einer »Stadt der Enklaven« (Ilse Helbrecht) voneinander sich abschnittenden sozialen (und ethnischen) Milieus? Oder gelingt es die Interaktionen zwischen den verschiedenen sozialen, ethnischen und kulturellen Milieus zu befördern, die Räume dafür zu schaffen? Wenn soziales Vertrauen eine wesentliche Grundvoraussetzung für gesellschaftlichen Zusammenhalt ist (wie es der Soziologe Robert Putnam als »überbrückendes Sozialkapital« analysierte) und damit auch Grundlage wirtschaftlichen Wohlstands, wird es entscheidend werden hier die Interaktionsräume zu schaffen. Das wird die große Herausforderung für die kreative Stadt zukünftig sein: inwieweit sie sich von der alleinigen Fokussierung auf Prosperitätseffekte löst und die soziale Dimension der Kreativität zu fördern vermag. Dass Wohlstandsgewinne und Aufwertungsprozesse, die durch die »kreative Klasse« erzielt werden, in den sozialen Raum der Stadt rückvermittelt werden müssen und ausgleichend im Sinne des Gemeinwohls wirken sollten, ist eine soziale Frage, die sich auch die lokale kreative Elite im eigenen Interesse stellen sollte.

Was bedeutet dies für die Stadt als Ort der Selbstbestimmung und gesellschaftlicher Selbstverständigung? Auch die politische Frage kann hier nur angerissen und nicht beantwortet werden.¹⁵⁹ Das globale Städtesystem bietet eine neuartige Perspektive, das Globale mit dem Lokalen zu verschränken. Dies wird nicht losgelöst vom nationalstaatlichen Rahmen geschehen. Der Nationalstaat und die Nationalgesellschaft werden sich verändern und ein neues Verständnis von Nation entwickeln müssen, wie der Soziologe und Migrationsforscher Friedrich Heckmann fordert. Seiner Meinung nach muss sich in Deutschland der ethno-

¹⁵⁹ Vgl. Kai Vöckler: Die kommende Welt-Polis. Informationen zur Raumentwicklung, Die Stadt von Übermorgen. Nr. 4, 2015, S. 323–331.

¹⁶⁰ Vgl. Friedrich

Heckmann: *Integration von Migranten. Einwanderung und neue Nationenbildung*. Wiesbaden 2015, hier S. 290.

¹⁶¹ Von Michael Walzer

am Beispiel der Exodus-Geschichte dargelegt. Vgl. Michael Walzer: *Exodus und Revolution* (engl. 1985). Berlin 1988.

¹⁶² Da die

sogenannten »Identitären« gerne argumentativ bis auf die Perserkriege zurückgreifen (Stichwort: »300«), sei hier als Entgegnung auf die Gefallenenrede des Perikles verwiesen: die Lobrede auf Freiheit, Gleichheit, Selbstlosigkeit, Überparteilichkeit, Weltoffenheit und Autonomie, für die es zu kämpfen (und wenn nötig auch zu sterben) gilt. Die Autonomie ist nicht mythisch, sondern menschliche Schöpfung und kann sich selbst in Frage stellen. Das ist (bei allen hier nicht weiter zu erörternden Einschränkungen bei der Übertragung auf heutige Verhältnisse) das Freiheitsversprechen und die fortwährende Herausforderung der Selbstbegründung der Demokratie, die die griechische Antike hinterlassen hat. Vgl. Thukydides, *Geschichte des Peloponnesischen Krieges* (altgr. 5. Jhdt. v. Chr.). München 1991, S. 138–147. Vgl. Cornelius Castoriadis: *Die griechische »polis« und die Schöpfung der Demokratie* (frz. 1986). In: Ders.: *Philosophie, Demokratie, Poiesis. Ausgewählte Schriften*, Bd. 4. Hg. v. Michael Halbrodt und Harald Wolf. Lich 2011, S. 17–68.

kulturelle Nationsbegriff (Abstammungsgemeinschaft) zu einem politischen Nationsbegriff (Rechtsgemeinschaft) wandeln, der es erlaubt, die »Fremden« auf der Grundlage gemeinsamer Grundwerte in den nationalen Zusammenhang aufzunehmen.¹⁶⁰ Die Auflösung der ethnozentrischen Selbstbezogenheit und die Anerkennung kultureller Differenzen schließt die Loyalität gegenüber dem Verfassungsrahmen nicht aus – Voraussetzung ist selbstverständlich, dass politische Teilhabe möglich ist. Zugehörigkeiten bilden sich zuallererst an dem Ort aus, wo ich lebe. Hier entwickelt sich das soziale Vertrauen zueinander, entsteht Gemein-sinn. Die Städte zeigen, dass dieses Zugehörigkeits- und Verbundenheitsgefühl auch unter einander Fremden besteht. In den Städten entwickeln sich die kulturellen Muster, die es Allen erlauben sich ohne Ansehen ihrer religiösen, ethnischen oder kulturellen Besonderheiten in einer gemeinsamen Geschichte wiederzufinden, die die Selbstverwandlung des Gemeinwesens wahrnehmbar machen. Was sich auf lokaler Ebene bereits neu artikuliert, wird sich in einem neuen nationalen Narrativ ausformulieren müssen als einer Form der Imagination, die ein übergreifendes Selbstverständnis erzeugt.¹⁶¹ Der Anteil und die Wirkmächtigkeit des kollektiv Imaginären sollte bei einer übergreifenden Sinnstiftung keinesfalls unterschätzt werden, erst die Identifizierung mit dem staatlichen Gemeinwesen als Nation, also das Zugehörigkeitsgefühl durch eine als gemeinsam empfundene Geschichte (im doppelten Sinne: als vergangene und sich vollziehende, »erzählte« Geschichte) ermöglicht dies. Sinnstiftung, die nicht nur Selbstvergewisserung der eigenen Tradition ist, sondern eben auch Selbstverwandlung zulässt. Dabei muss nicht auf Ursprungsmythen zurückgegriffen werden, um im Rückgriff auf die Geschichte weltoffen zu bleiben.¹⁶² Wie diese neue Erzählung vom Deutschsein sich im nationalen Maßstab ausformulieren wird, wird man noch sehen. Vor Ort, in den Städten, beginnt sie sich bereits zu formieren.

¹⁶³ Vgl. Hoffmann-Axthelm, Lokaldemokratie und Europäisches Haus, a. a. O., S. 54–59.

¹⁶⁴ Vgl. Schulze-Böing, Wie schaffen wir das?, a. a. O., S. 355.

¹⁶⁵ Dass das nicht unmöglich ist, hat der Bürgermeister von Palermo unlängst demonstriert, indem er kurzerhand allen in der Stadt aufgenommenen Flüchtlingen das Stadtbürgerrecht verliehen hat (siehe Charta von Palermo). Zur Neuausrichtung der Lokaldemokratie in der Europäischen Union vgl. Hoffmann-Axthelm: Lokaldemokratie und Europäisches Haus, a. a. O. Zum Urban Citizenship vgl. Roger Keil, Neil Brenner: Globalisierung, Stadt und Politik. In: Albrecht Scharenberg, Oliver Schmidtke (Hg.): Das Ende der Politik? Globalisierung und der Strukturwandel des Politischen. Münster 2003. S. 254–276.

¹⁶⁶ Vgl. Kai Vöckler: Ort der Gestaltung. In: Hans Zitko (Hg.): Theorien ästhetischer Praxis. Wissensformen in Kunst und Design. Köln, Weimar, Wien 2014, S. 239–251.

So wichtig die Ermöglichung der politische Teilhabe auf der nationalstaatlichen Ebene ist, um Einfluss auf die Rahmenbedingungen nehmen zu können, in denen sich das alltägliche Leben vollzieht, so ist doch der Rückbezug auf die lokalpolitische Handlungsebene notwendig, dorthin, wo man anwesend ist.¹⁶³ Globalisierungsbedingte Folgeprobleme für die städtische Sozialstruktur treten zuallererst auf lokaler Ebene auf und sind stadtpolitisch zu behandeln. Das wirft die Frage auf, wie die unterschiedlichen ethnisch-kulturellen Gruppen aktiv an der Gestaltung des lokalen Raums beteiligt werden können. Daraus resultieren aber auch Herausforderungen hinsichtlich der demokratischen Legitimierung, insbesondere was die Einbindung von ausländischen Bevölkerungsgruppen auf kommunaler Ebene angeht. Die städtische Gemeinde, die sich in der europäischen Geschichte unter unterschiedlichsten politischen Verhältnissen als Konstante erhalten hat (Polis, Civitas, Kommune) wird sich möglicherweise neu verfassen müssen. Die Verfassung der europäischen Kommunen wird den neuen Verhältnissen nicht gerecht – nicht nur, dass diese Teil des nationalstaatlichen Raums (und auch teilweise eines suprastaatlichen, wie der Europäischen Union) sind und damit eben nicht nur frei gewählte Selbstverwaltungsorgane sondern in erster Linie weisungsgebundene Verwaltungsinstanzen darstellen, schließen sie beispielsweise in ihrer jetzigen Struktur einen großen Teil ihrer Bevölkerung von politischen Entscheidungsprozessen aus. Wenn man bedenkt, dass an der Wahl zum Ausländerbeirat (in Hessen eine gesetzlich vorgeschriebene Vertretungskörperschaft) noch nicht einmal fünf Prozent der in Offenbach registrierten Nichtdeutschen teilnehmen¹⁶⁴, wird auch über andere Formen der Beteiligung an der politischen Willensbildung, aber auch über neue Formen stadtbürgerlicher Rechte nachzudenken sein.¹⁶⁵

In diesem Sinne ist die Stadt der Ort der Gestaltung – ein zu gestaltendes Gemeinwesen.¹⁶⁶ Die Schaffung eines gemeinsamen

Handlungsraums, einer Auseinandersetzung miteinander über die Perspektiven eines »guten Lebens«, das in der Verantwortung für das Ganze gründet. Dass dieses »Ganze« heute fragmentiert ist, sich in unterschiedlichen Raumkonfigurationen lokal wie global entfaltet und nicht mehr in einer in sich geschlossenen Gemeinschaft (wie der antiken Polis oder mittelalterlichen Kommune) formieren kann (und soll), stellt die große Herausforderung zuallererst für die Städte dar. Der gemeinsame Nenner aber ist die lokale Anwesenheit. Es ist die Stadt als Ort für das Zusammentreffen einander Fremder, die den Raum für den Austausch und damit für den Prozess gesellschaftlicher Neubestimmung und Selbstverwandlung öffnet. Sie ermöglicht, über das Lokale vermittelt, eine neue Vorstellung und ein neues Verständnis des Eigenen im alltäglichen Zusammentreffen mit den Anderen. Das beginnt vor der eigenen Haustür. Insofern ist dies der Versuch am Beispiel der Stadt Offenbach zu zeigen, in welcher Form sich die globalisierungsbedingten Veränderungen der sozialen Struktur der Stadt auf das Erleben der Stadt, auf seine Urbanität auswirken und wie sich in den unterschiedlichen kulturellen Ausdrucksformen eine andere, neue Geschichte der kleinen globalen Stadt artikuliert. Das konnte nur skizziert und anhand einzelner Beispiele gezeigt werden. Wie zu Anfang angezeigt, ist deren Auswahl meiner Perspektive als Hochschullehrer geschuldet, die Beobachtungen und Reflektionen bleiben subjektive Einschätzungen, wobei ich mich bemüht habe möglichst theoretisch fundiert zu argumentieren und soweit als möglich auch empirische Belege hinzuziehen. Dass dies auch ein harte, politische Seite hat, ist hier bewusst nicht weiter thematisiert worden. Es ist der Versuch zu zeigen, wie sich jenseits von Schwarzweißmalerei und der Hysterie, die sich in der öffentlichen Diskussion um Zuwanderung immer wieder Bahn bricht, in einer kleinen deutschen Großstadt bereits ohne großen Aufhebens ein neues Selbstverständnis als kleiner globalen Stadt entfaltet – mit all den damit verbundenen Konflikten, Problemen und ungeklärten Fragen.

FOTONACHWEIS

Soweit nicht anders angegeben, stammen die Fotos von Kai Vöckler.

Die Abbildungen zu den besprochenen Filmen sind Screenshots.

S. 100 Foto Stadttouren: Jessica Schäfer

S. 102 Foto Pavillon: Kirsten Bucher, Foto Offenbachraum: Lukas Sünder

S. 110 Fotos: Paul Pape, Jessica Schäfer

S. 112 Foto Straßenbar: Jaewon Chung

S. 124 Foto Lichtkran: Unbekannt

S. 126 Foto Universum: Wiebke Grösch, Frank Metzger

S. 128 Foto Super Grillout International World Championship: Jessica Schäfer

S. 162 Foto vom Foto Konstantinidis: Jessica Schäfer

S. 227–231 Fotoserie Boxclub: Miguel Graetzer

S. 233–238 Fotoserie Offenbach Beauties: Julia Katharina Ziegler

MATTHIAS SCHULZE-BÖING, KAI VÖCKLER

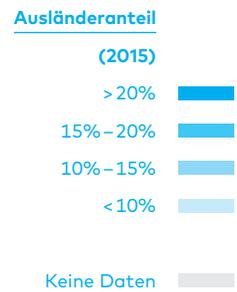
THESEN ZU OFFENBACH IN DER REGION RHEIN-MAIN

Für die Folgestation der 2016 im Deutschen Pavillon auf der Architekturbiennale in Venedig gezeigten Ausstellung »Making Heimat. Germany, Arrival Country« wurde die Offenbachsektion um die »Thesen zu Offenbach in der Region Rhein-Main« erweitert (gezeigt im DAM – Deutsches Architekturmuseum Frankfurt, vom 4. März bis 10. September 2017). Der Beitrag ist für die Buchpublikation grafisch neu bearbeitet worden.

WO MAN ANKOMMT – DIE ANKUNFTSBEZIRKE

DER METROPOLREGION RHEIN-MAIN

Zuwanderung und eine hohe Mobilität der Bevölkerung sind zentrale Kennzeichen der globalen Metropolregion Rhein-Main. Ziel der Zuwanderung sind vor allem die Kernstädte der Region. Hier werden die wesentlichen Integrationsleistungen erbracht.



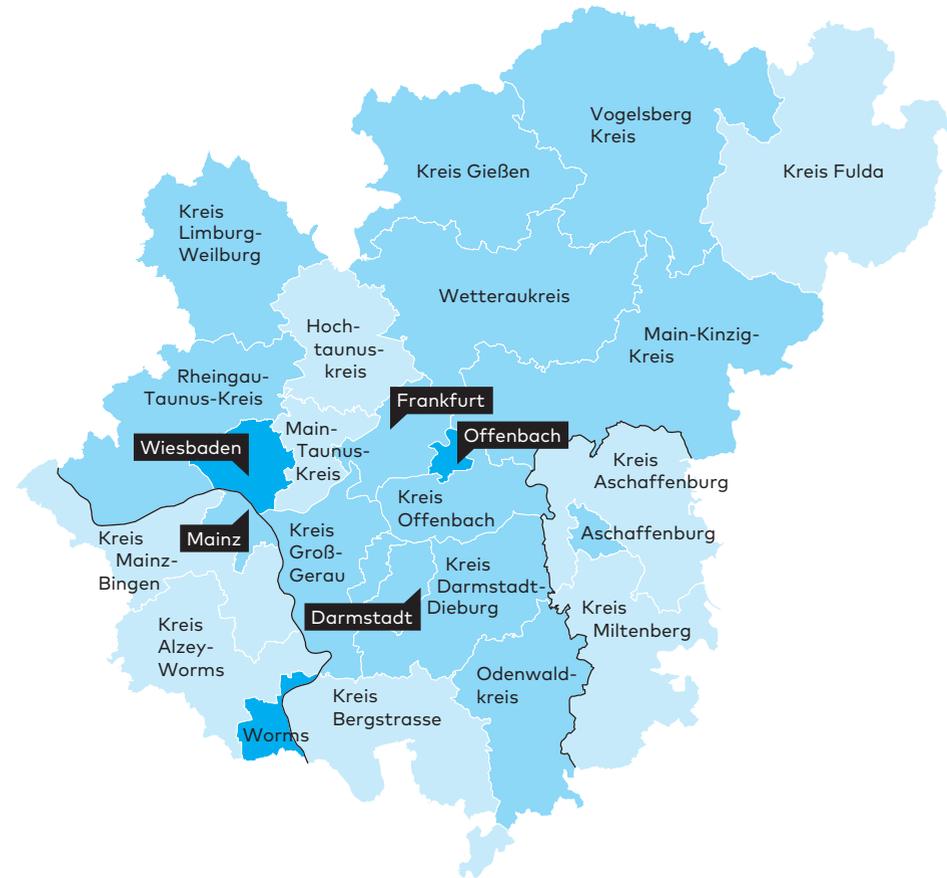
Quelle: Hessisches Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation, 2007

Inhaltliche Bearbeitung: Vermessungsamt Offenbach, 2017

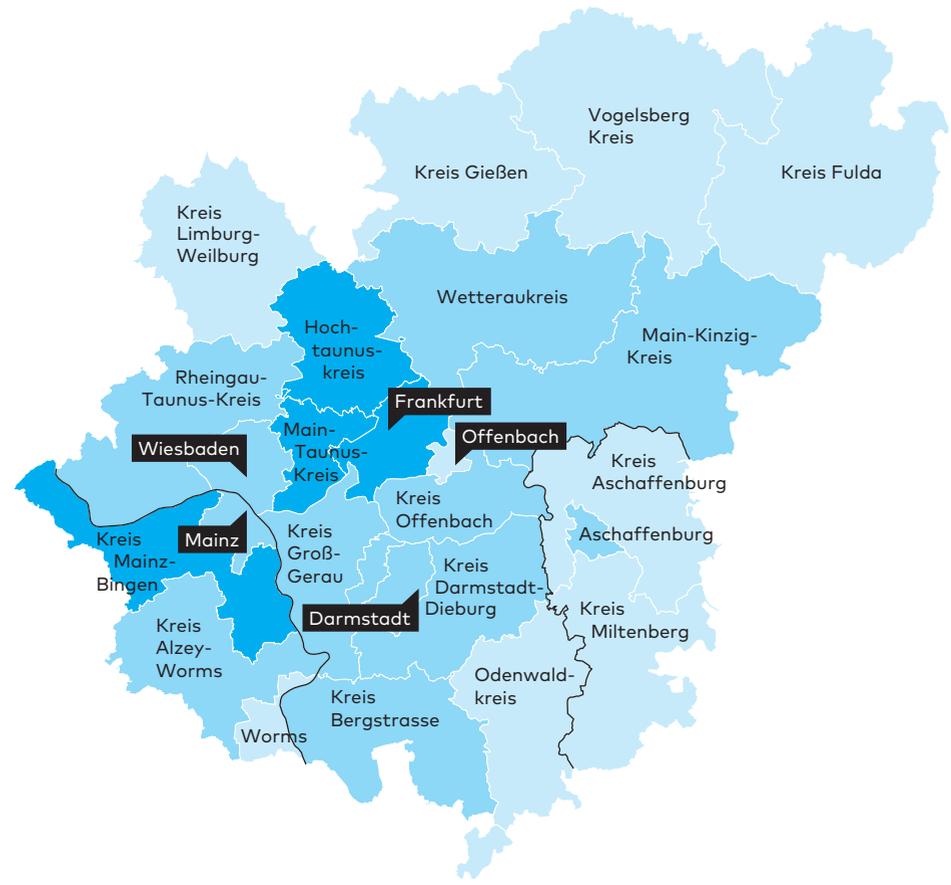
DIE AUFGABEN DER INTEGRATION SIND HIER,

DAS GELD WOANDERS

Die Metropolregion ist sozialräumlich differenziert, die Aufgaben und Lasten der Integration ungleich verteilt. Kleinere Städte, etwa die Gemeinden am Taunusrand, profitieren sehr stark vom Wachstum der letzten Jahrzehnte. Auch die Kernstädte sind Gewinner. Allerdings konzentrieren sich dort auch die sozialen Probleme.



Quelle: Bundesagentur für Arbeit



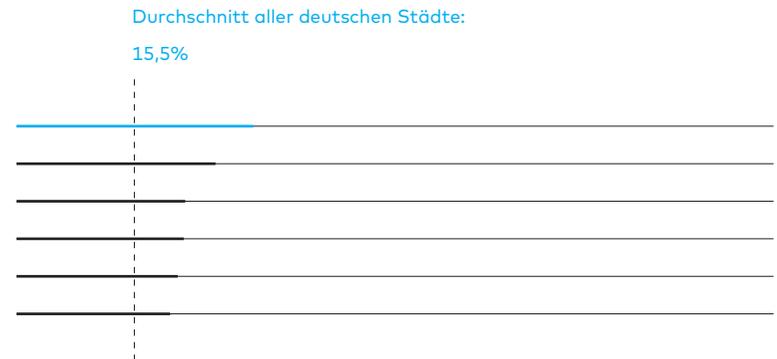
Quelle: Regionalverband FrankfurtRheinMain

OFFENBACH IST DIE INTERNATIONALSTE

STADT DEUTSCHLANDS

Die Mehrheit der Einwohner Offenbachs hat Migrationshintergrund (56,9 %),
der Anteil der ausländischen Bevölkerung ist der höchste in Deutschland.

<u>Ausländeranteil</u>	
(Bundesweites Ranking, 2013)	
Offenbach am Main	31,3%
Frankfurt am Main	26,3%
München	22,3%
Stuttgart	22,1%
Ludwigshafen am Rhein	21,3%
Mannheim	20,3%



Quelle: BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung
Berechnungen: Amt für Arbeitsförderung, Statistik und Integration,
Stadt Offenbach

OFFENBACH IST KEIN GHETTO –

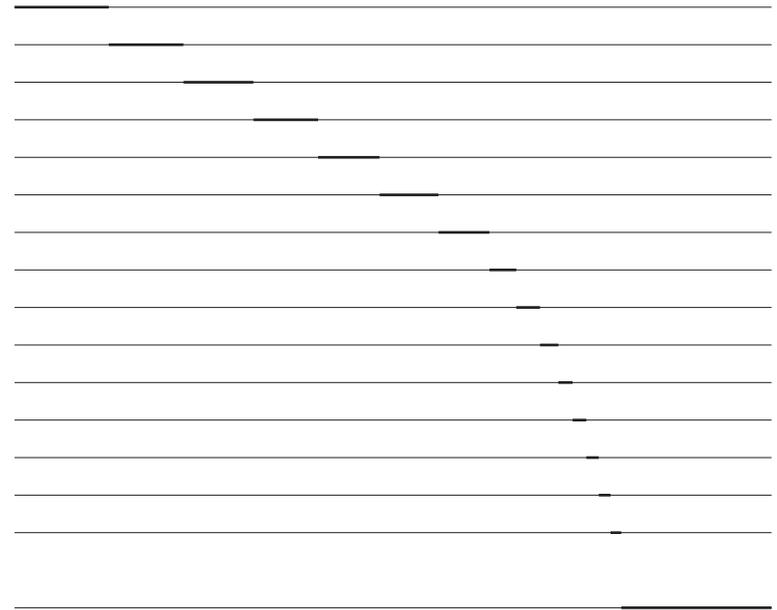
OFFENBACH IST VIELFÄLTIG

In Offenbach gibt es keine dominierende ethnische Bevölkerungsgruppe. Das trägt zum Gelingen der Integration bei. Die deutsche Sprache ist der gemeinsame Nenner in der Verständigung zwischen verschiedenen Zuwanderergruppen untereinander und mit den Herkunftsdeutschen.

Ausländische Bevölkerung in der Stadt Offenbach

(Dezember 2016)

Türkei	6.162
Griechenland	4.886
Rumänien	4.581
Polen	4.230
Italien	4.015
Bulgarien	3.855
Kroatien	3.330
Serbien	1.759
Bosnien und Herzegowina	1.549
Marokko	1.198
Serbien und Montenegro	934
Portugal	899
Spanien	820
Pakistan	774
Afghanistan	702
Alle weiteren 143 Herkunftsländer	9.785

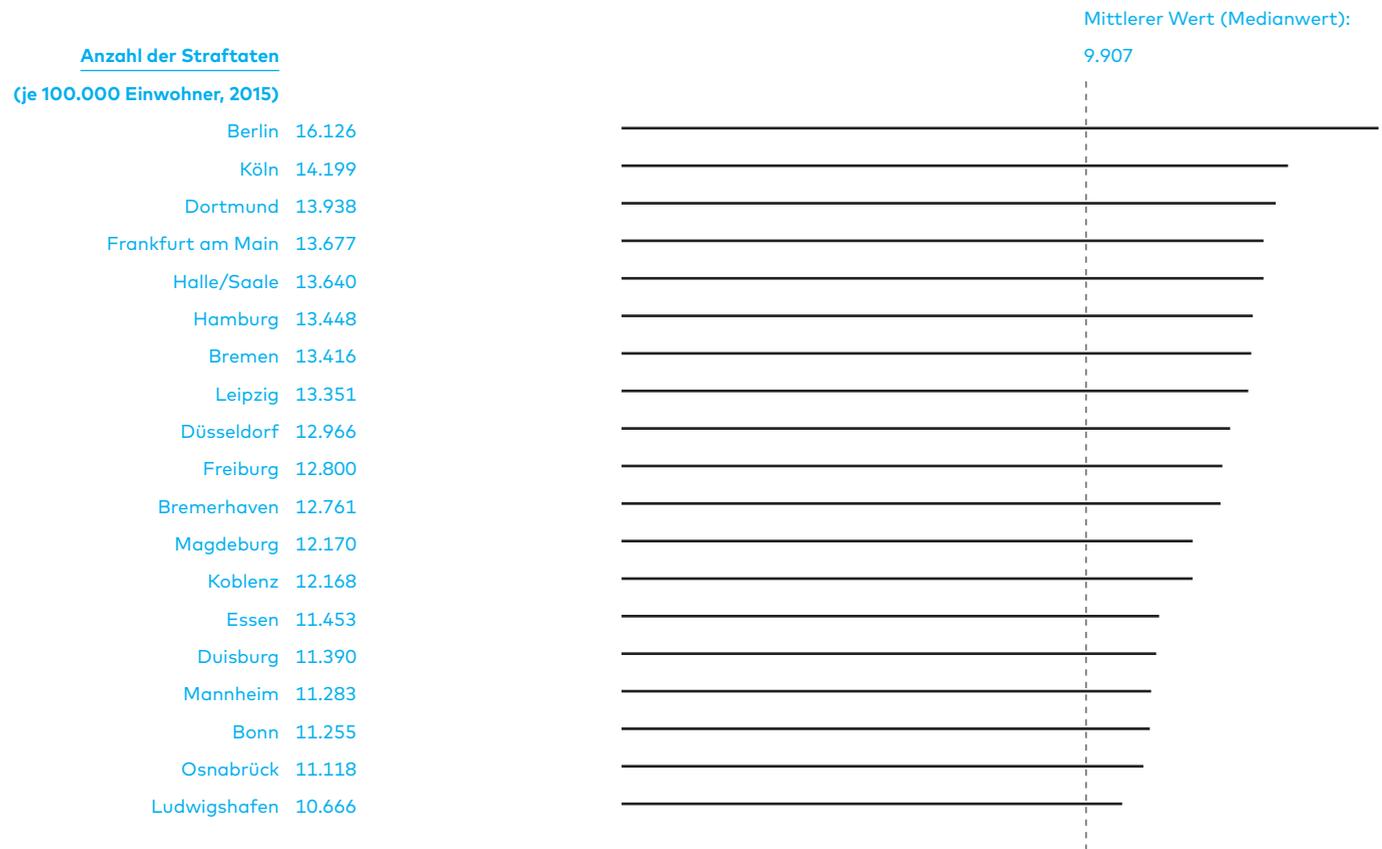


Quelle: Amt für Arbeitsförderung, Statistik und Integration, Stadt Offenbach

OFFENBACH IST SICHER,

KEIN KRIMINELLER BRENNPUNKT

Bei der Kriminalitätsrate liegt Offenbach im Mittelfeld der deutschen Städte und hat eine der höchsten Aufklärungsquoten bei Verbrechen in Deutschland (63,3% / Platz 5 unter den 69 deutschen Großstädten 2015).



(Fortsetzung auf nächster Seite)

Anzahl der Straftaten / Fortsetzung

(je 100.000 Einwohner, 2015)

Mittlerer Wert (Medianwert):

9.907



(Fortsetzung auf nächster Seite)

Anzahl der Straftaten / Fortsetzung

(je 100.000 Einwohner, 2015)

Mittlerer Wert (Medianwert):

9.907



Quelle: Wirtschaftswoche-Städteranking

ARMUT IST EIN ZENTRALES PROBLEM IN OFFENBACH.

DIE INTEGRATIONSARBEIT ZIELT AUF GUTE

ENTWICKLUNGSCHANCEN FÜR ALLE

Offenbach hat die höchste Quote von Arbeitslosen und Sozialleistungsbeziehern in Hessen. Die Integration von oft schlecht ausgebildeten Zuwanderern in den Arbeitsmarkt ist eine langwierige Aufgabe.

Über hohe Investitionen der Stadt Offenbach in die Bildung werden insbesondere den nachfolgenden Generationen bessere Zukunftsperspektiven geboten.

SGB-II-Quote

(Dezember 2015)

Offenbach am Main	19,1%
Deutschland	9,1%
Hessen	8,4%



Abiturienten in der Stadt Offenbach

(Relation Deutsche / Ausländer, 2015)

Deutsche	79,1%
Ausländer	20,9%



Quelle: Amt für Arbeitsförderung, Statistik und Integration, Stadt Offenbach;
Statistisches Bundesamt, Kommunale Bildungsdatenbank;
Bundesagentur für Arbeit

OFFENBACH IST EINE »ARRIVAL CITY« –

ABER AUCH EINE »DEPARTURE CITY«

Offenbach hat die höchste Quote von Zu- und Wegzügen bezogen auf den Bevölkerungsstand von allen deutschen Großstädten.

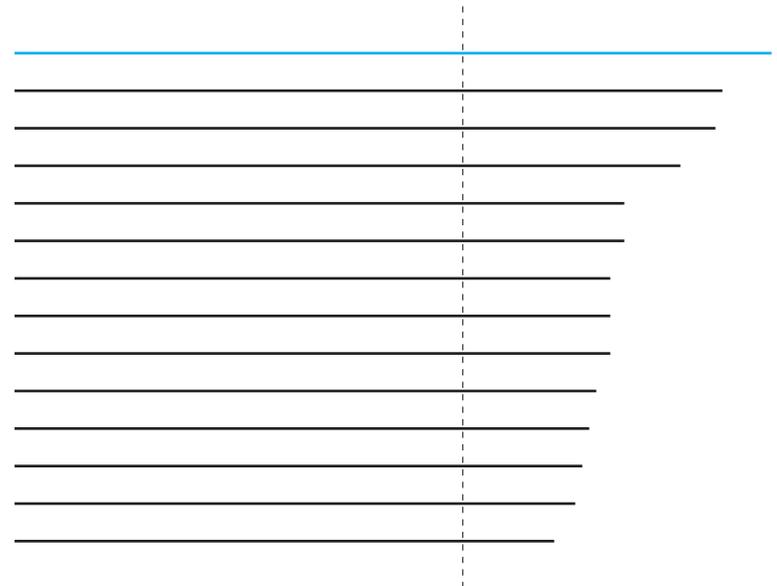
Fluktuationsquoten der Wohnbevölkerung

(Bundesweites Ranking, 2013)

Offenbach am Main	10,8%
Heidelberg	10,1%
Trier	10,0%
Karlsruhe	9,5%
Freiburg im Breisgau	8,7%
Flensburg	8,7%
Ulm	8,5%
Bayreuth	8,5%
Würzburg	8,5%
Erlangen	8,3%
Landshut	8,2%
Regensburg	8,1%
Darmstadt	8,0%
Frankfurt am Main	7,7%

Mittlerer Wert (Medianwert)

Kreisfreie Städte: 6,4 %



Quelle: BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung

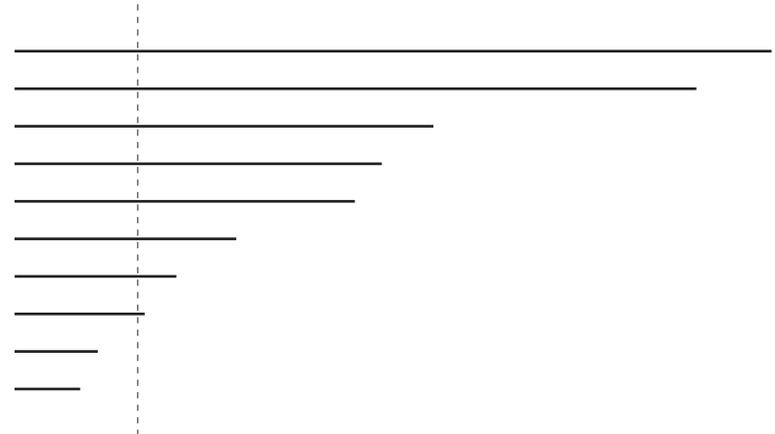
Eine große Fluktuation gibt es vor allem bei den neu in der Stadt präsenten Zuwanderergruppen. 2013 waren das Menschen aus Südosteuropa, 2016 Menschen aus Fluchtherkunftsstaaten wie Afghanistan. Das stellt eine große Herausforderung für die Stadtentwicklung dar.

Fluktuationsquote nach Nationalitäten

(Offenbach, 2013)

Rumänien	64,5%
Bulgarien	58,1%
Polen	35,7%
Pakistan	31,3%
Afghanistan	29,0%
Marokko	18,9%
Griechenland	13,8%
Italien	11,1%
Türkei	7,1%
Deutschland	5,6%

Durchschnittliche Fluktuationsquote
in Offenbach: 10,8%



Quelle: Amt für Arbeitsförderung, Statistik und Integration, Stadt Offenbach

FOTOPORTRAITS

OFFENBACHERINNEN UND OFFENBACHER

MIGUEL GRAETZER

BOXCLUB

Fotoserie, 2011





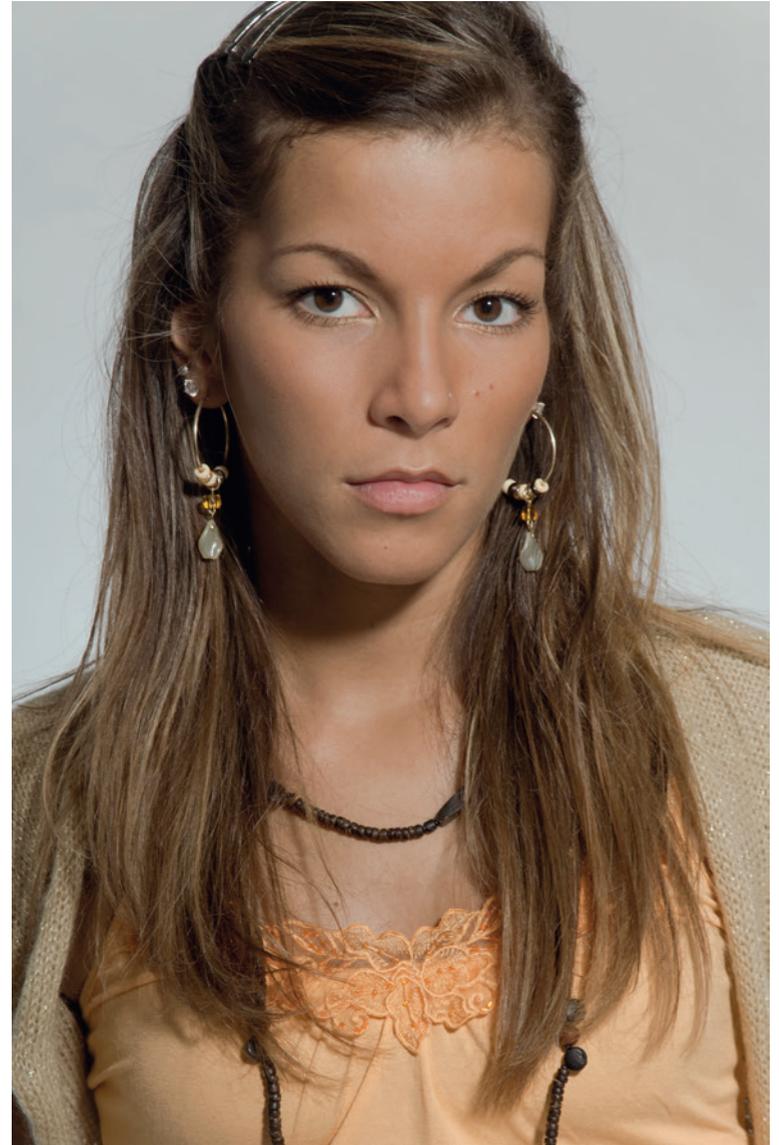
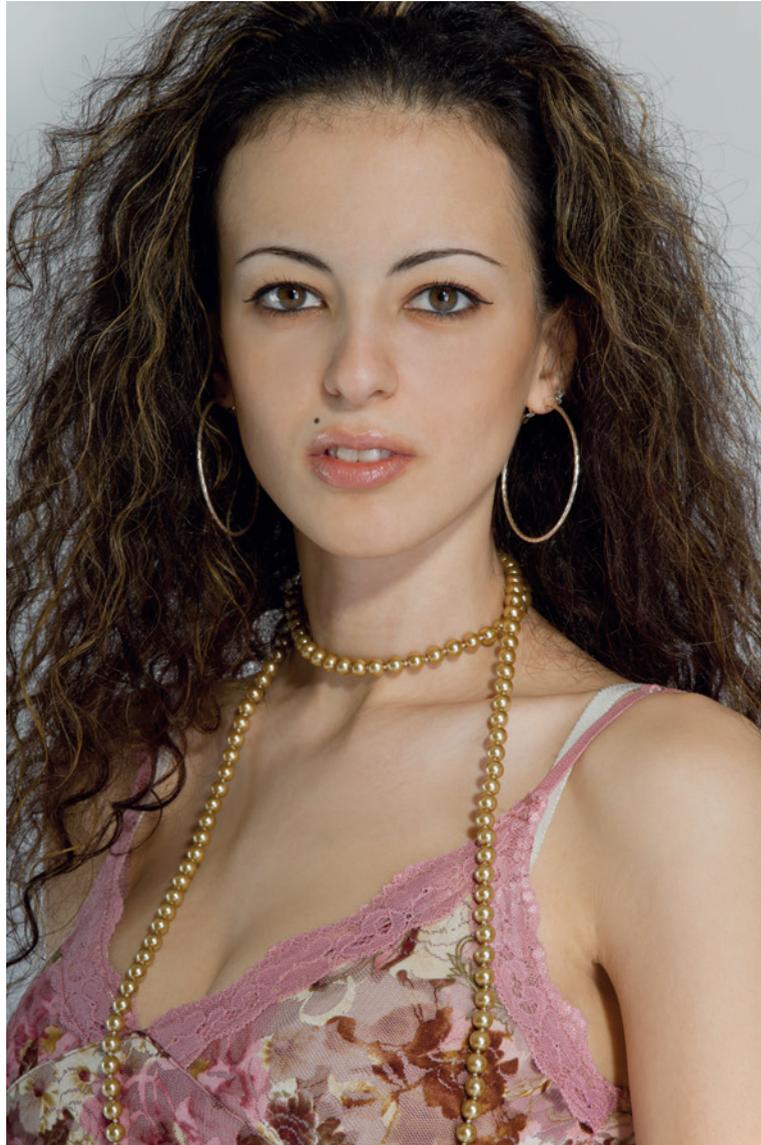


JULIA KATHARINA ZIEGLER

OFFENBACH BEAUTIES

Fotoserie, 2006









IMPRESSUM

Autor

Kai Vöckler

Herausgeber

Hochschule für Gestaltung Offenbach / University of Art and Design

Schlossstraße 31, 63065 Offenbach am Main

www.hfg-offenbach.de

Die Publikation konnte mit finanzieller Unterstützung der Stiftungsprofessur Kreativität im urbanen Kontext (HfG Offenbach) und der Atlantis v.c.a.p. GmbH realisiert werden.



Lektorat

Gabriela Wachter

Buchgestaltung

Institut für Neue Kommunikation: Nikolas Brückmann, Yuriy Matveev

www.neuekommunikation.org

Druck und Bindung

Ruksaldruck GmbH, Lankwitzer Straße 35, 12107 Berlin

© Vice Versa Verlag 2017

Alle Rechte vorbehalten.

Vice Versa Verlag

Leuschnerdamm 5, 10999 Berlin

www.viceversaverlag.de

ISBN 978-3-932809-84-2

Offenbach ist anders – die kleine Großstadt in der globalen Metropolregion Rhein-Main hat den höchsten Anteil von Ausländern in Deutschland und rechnet man all die Einwohner mit hinzu, die familiäre Wurzeln (auch) im Ausland haben, stellen die Zuwanderer und ihre Familien die Mehrheit der Stadtbevölkerung. Bemerkenswert ist, dass die Stadt die Herausforderung der Integration von Zuwanderern aus über 150 Nationen ohne viel Aufhebens und erfolgreich meistert. Wie sich das auf das städtische Zusammenleben auswirkt und wie die Studierenden der Hochschule für Gestaltung Offenbach als auch die lokale Szene der Rapper darauf künstlerisch reagieren, wird im vorliegenden Buch dargelegt.

Kai Vöckler ist Stadtforscher und Publizist. Er lebt mit seiner Familie im Offenbacher Nordend und ist seit 2010 Stiftungsprofessor für Kreativität im urbanen Kontext an der Hochschule für Gestaltung (HfG) Offenbach.



ISBN 978-3-932809-84-2